

Homburger Neueste Nachrichten

Anzeiger für Bad Homburg v. d. H. und Umgebung

Bezugspreis: Monatsabonnement R. 1.75 einschließlich
Ergebungs. Erscheint täglich werktags.

Tannus-Post—Homburger Lokalblatt

Anzeigenpreise: Die sechsgehaltene 42 mm breite Normalzeile
kostet 15 Bg., auswärts 20 Bg., im Kleinformat
22 mm breit 60 Bg. — Die Einzelnummer 10 Bg.

Telefon 2707

Geschäftsstelle und Redaktion: Bad Homburg v. d. H., Luisenstraße 26

Postfachkonto: Frankfurt am Main 39 864.

Nr. 263

Samstag, den 8. November 1930.

5. Jahrgang.

Neues vom Tage.

- Sturm und Schneemassen haben in den Gräflisch-Schaffgott-Wäldern im Hergesberg 650 gehaut. An einem Tage sind 200 000 Festmeter Baumstämme zu Bruch gekommen.
- In Halle a. S. verstarb im Alter von 93 Jahren die Wittin 1888 verstorbenen Begründers der H. Niedersächsischen Montanwerke, Kommerzienrat Albed, eine weit bekannte Wohltäterin.
- Aus Anlaß der Zahlungsschwierigkeiten des Café Bauer in Frankfurt a. M. wurde eine Café-Gesellschaft gegründet, die ohne Übernahme des Betriebs vom bisherigen Besitzer das Café Bauer neu eröffnen und führen wird.
- Der Vorsitzende des Volkswirtschaftsrats der Sowjetunion, Stow, hat, wie die Telegraphenagentur der Sowjetunion meldet, einmonatigen Krankheitsurlaub erhalten.
- Die Handelskammer des Staates New York beschloß, den Antrag zu erheben, Maßnahmen zum Schutz der politischen, ökonomischen und wirtschaftlichen Interessen Amerikas gegen den erwünschten Einfluß der Sowjetpropaganda zu ergreifen.

Immer langsam voran . . .

Genf im Zeichen der Abrüstung.

(Von unserem außenpolitischen K.-Mitarbeiter.)

In Genf ist am 6. November die Vorbereitende Abrüstungskommission zusammengetreten. Die Tagung hat die Aufgabe, endgültig einen Vorschlag zur allgemeinen Abrüstungskonferenz zu übermitteln, über den dann in einer besonderen Abrüstungskonferenz zu verhandeln ist. Diese Konferenz wird erst im kommenden Jahre zusammentreten.

Wenn man den Ankündigungen Glauben schenken kann, wird wirklich zum letzten Mal der Vorbereitung der Abrüstungskonferenz, dessen letzte Tagung am 9. Mai 1929 stattgefunden hat, aus allen bisherigen Konferenzen konnten nur negative Ergebnisse mitgeteilt werden und vielfach ist schon vergessen, was den letzten Jahren überhaupt geleistet worden ist. Feststehend dürfte ist, daß eine Verpflichtung zur Abrüstung für Staaten gilt, welche den Versailler Vertrag unterschrieben haben. Nach Artikel 8 dieses Vertrages wird verlangt, daß die Abrüstung der Staaten auf das Mindestmaß herabzusetzen, das mit der nationalen Sicherheit und mit der Durchführung der durch ein gemeinsames Handeln auferlegten internationalen Verpflichtungen vereinbar ist.

Die ganzen Jahre hindurch hat sich wohl der Völkerbund dieser wesentlichsten aber auch schwierigsten Aufgabe der Durchführung einer allgemeinen Abrüstung befleißigt, ohne zum Ziel zu kommen. Oftmals wurden Tagungen der Allgemeinen Abrüstungskonferenz angekündigt, aber nicht abgehalten. Die Schwierigkeiten lagen und liegen bei Frankreich. Es ist heute sehr umstritten, ob eine Abrüstung, „Erfolg, Sicherheit, dann Abrüstung.“ Für Deutschland war eigentlich die Aufgabe klar, zumal als die Völkervereinigung in Paris auf der ihr vorliegenden Berichte erklären mußte, daß die Abrüstung vollzogen sei.

Der Kampf spielte sich innerhalb der Anschauungen der Staaten ab. Starke Gegensätze zwischen England und Frankreich über den Umfang der Abrüstungsbeschränkung traten und sind auch heute noch nicht beseitigt. Jahrelang Lemmte vergebens die Vorbereitende Kommission für die Abrüstungskonferenz, außerdem zwei von ihr eingesetzte Unterkommissionen, eine Klärung der Grundfragen der Abrüstungstheorie herbeizuführen. Bei allen diesen Verhandlungen war jedoch immer festzustellen, daß im Grunde genommen kein Staat, außer Frankreich, das ja zwangsmäßig abrüsten mußte, im Ernst daran denkt, abzurüsten.

Eine ganze Reihe von Fragen sind heute genau so unklar wie am ersten Tag, beinahe immer zurückzuführen auf die französische Forderung der Sicherheit. Diese hätte bedeutet, daß der heutige Zustand in Europa auf Grund des Versailler Vertrages auf ewig fest stabilisiert werden würde, durch naturnotwendig jede gesunde und friedliche Entwicklung in Europa unterbunden worden wäre.

Während Staaten wie England sich mit der Zeit zu der Auffassung, wie sie stets von Deutschland vertreten wurde, bekehrten, daß die Abrüstung der sogenannten Sicherheit vorantreiben sei, meldete dagegen immer wieder Frankreich seine unumstößlichen Forderungen nach regionaler Sicherheit an. Außerdem streift man sich darüber, wie der Mehrwert der Landwirtschaft verschiedener Staaten zueinander in Verhältnissen zu setzen. Hier forderte Frankreich, daß militärisch ausgebildete Soldaten, die innerhalb von wenigen Stunden in festgelegten Regimentern und Divisionen mit allem technischen Zubehör ausmarschieren können, überhaupt nicht in Anrechnung gebracht werden dürfen. Das ist natürlich ein Standpunkt, den wir nicht anerkennen können. In der Hauptsache sind es noch 12 Punkte, die strittig sind, die aber die Grundlage für einen neuen System bilden, das bei der Abrüstung angewandt werden soll.

Mit Kompromissen ist hier nichts Endgültiges und nicht Unstetiges zu schaffen. Kein politischer Erwägungen können unbedingt ausgeschaltet werden.

Die französische Außenpolitik.

Eine Völkerbund-Armee. — Franklin Bouillon heßt. — Der deutsche Kampf gegen die Kriegsschuldlüge. — Gegen die Revision des Versailler Vertrages. — Das Echo der Presse.

Paris, 7. November.

Die französische Abgeordnetenkammer tagt zur Zeit und beschäftigt sich mit dem Problem, das uns deutsche in erster Linie zu interessieren hat, mit der Frage der internationalen Politik und in diesem Rahmen namentlich mit der Stellung Frankreichs zu Deutschland.

Einen eigenartigen Antrag hat der radikale Abg. Nogaro eingebracht: er will den Frieden durch eine internationale Streitmacht im Dienste des Völkerbundes geschützt wissen. Es ist doch wohl etwas zu optimistisch, wenn er hierzu meint, falls ein derartiges internationales Organ der Sicherheit geschaffen würde, sei er mit einer Herabsetzung der nationalen Rüstungen einverstanden.

Franklin-Bouillon spricht.

Nach der Rede Nogaros wurde die Sitzung unterbrochen. Nach Wiederaufnahme sprach der Abg. Franklin-Bouillon, der u. a. ausführte, die französische Friedenspolitik dürfe nicht zu einer Täuschung führen.

„Was habe man nach der Rheinlandräumung erlebt? Die deutschen Wahlen hätten den Sieg der gewalttätigen Elemente gebracht. Deutschland wolle einmütig die Ablehnung des Young-Plans, die Revision der Verträge, den Kampf gegen „die Lüge von der Verantwortung Deutschlands am Kriege“. Deutschland sei logisch. Wenn es nicht die Schuld am Kriege trage, liege kein Grund vor, von ihm Reparationen zu fordern.“

Nach weiteren scharfen Ausführungen, die zum Teil in lärmenden Rundgebeten untergehen, erklärt Franklin-Bouillon, Frankreich dürfe nicht zulassen, daß jemals, weder direkt noch indirekt, eine Abänderung der durch den Versailler Vertrag festgelegten Grenzen geschaffen werde. Die Grenze Polens sei die Grenze Frankreichs, und Frankreich müsse erklären, daß derjenige Frankreich antaste, der diese Grenze antaste. Diese Politik sei die für Frankreich einzig mögliche und die beste Garantie für den Frieden. Die Rede Franklin-Bouillons wurde durch Beifall der Regierungsparteien unterbrochen.

Die Presse.

Nur wenige Pariser Blätter wagen es, der Anfechtung der unkontrollierten und zum Teil recht anfechtbarer Zeitungsberichte, mit denen der Abgeordnete Franklin-Bouillon gestern glaubte, das große Problem Deutschland—Frankreich in der Kammer lösen zu können, näherzutreten.

Die Not der Landwirtschaft.

Eine Rede des Reichsministers Treviranus.

Auf der Generalversammlung der Kreisländbauernschaft Osna-brück hielt Reichsminister Treviranus eine Rede über das Thema: „Was erwartet die Landwirtschaft vom neuen Reichstag?“, in der er ausführte: Der Notstand der Landwirtschaft ist nicht zu leugnen. Das Verhältnis zwischen Selbstkosten und Verkaufspreisen ist der Uebelstand, der die Not im deutschen Volke hervorgerufen hat. Wir haben auch die Verpflichtung zur Selbsthilfe immer wieder in den Vordergrund gestellt. Vom Staat aber fordern wir, daß er angesichts der landwirtschaftlichen Notlage von der Erhebung von Steuern und Abgaben möglichst geringen Gebrauch macht, wenn er nicht ganz darauf verzichtet. Wir müssen verlangen, daß vom neuen Reichstag demnächst kein Finanzausgleich geschaffen wird, der nicht den Ländern die Verpflichtung auferlegt, hier Wandel zu schaffen. Die Erhebung von Steuern bei den kleinen Betrieben muß auf einen möglichst einfachen Rechner gebracht werden. Das System der Belastung des Grundbesitzes in Stadt und Land ist unbedingt zu ändern. Eine Regelung des Zinsdienstes ist namentlich im Hinblick auf die Finanzierung der Ernte erforderlich. Zur Frage der Preisbildung erklärte Minister Treviranus, wenn nicht alle Forderungen der Grünen Front in Erfüllung gegangen seien, so habe die Schuld nicht an der Regierung, sondern an völkerechtlichen Bestimmungen gelegen.

Mit guten Ernten allein komme die Landwirtschaft heute nicht mehr weiter, wenn nicht die Preise den Verhältnissen angepasst würden. Ein Ausgleich müßte auf der Basis gefunden werden, daß man auf den deutschen Binnenmärkten laßt, damit wir die Arbeitslosigkeit aushalten und unsere Steuern bezahlen können. Durch eine Zusammenarbeit zwischen Verbrauchern und Erzeugern mit dem Staat als Mittler müßte der Einfluß gefunden werden, durch den der Landwirtschaft allein geholfen werden könnte.

Das „Deu v r e“ macht eine Ausnahme. Es nennt die Rede des nationalistischen Abgeordneten Franklin-Bouillon pathetisch und unkonsequent. Franklin-Bouillon habe alles gesagt, was notwendig sei, um den Beifall derer zu erringen, die anhaltend ver-nünftiger Überlegungen und Argumente lieber Ausfälle und Schlagworte hören wollen. Franklin-Bouillon habe betont, Frankreich müsse Deutschland jedes Moratorium, wenigstens soweit das im Bereich seiner Möglichkeit liege, verweigern. So heftig Franklin-Bouillon auch vorgehe, halte er doch wie ein Dittler oder ein Mussolini sich eine Hintertür offen. Franklin-Bouillon verlange auch das Verbot der Zusammenkünfte des Stahlhelms; wohl auch im Rahmen des Möglichen, bemerkt das „Deu v r e“ ironisch.

Franklin-Bouillon hätte, wenn er logisch bleiben wollte, selbst die Schlussfolgerung ziehen müssen, daß Frankreich, wenn seine Forderungen nicht erfüllt würden, die Wahl hätte, sich entweder damit zu begnügen oder zu mobilisieren. Allerdings hätte Franklin-Bouillon wohl schwerlich angeben können, an welcher Grenze Frankreich mobilisieren solle. Denn er habe ja selbst gesagt, die Grenze Frankreichs liege an der Weichsel! Warum nicht mit demselben Recht an der Donau, in den Tiroler Alpen oder im Banat?

Noch prägnanter drückt sich die „Volonté“ aus. Sie schreibt: Wenn eine Politik zum Kriege führt, so sei es die von Franklin-Bouillon besprochene. Glücklicherweise könne Frankreich sie gar nicht treiben, denn es sei für Frankreich unmöglich, Deutschland ein Moratorium zu verweigern. Deutschland könne ein solches erhalten, ohne daß Frankreich das geringste Recht habe, sich dem zu widersetzen.

Außerdem erklären, man werde niemals der Revision der Verträge zustimmen, heiße, den Geist und Buchstaben des Artikels 19 des Völkerbundstatuts verlernen. Und was schließlich die Wiederherstellung des Friedens der bedrohten Mächte betreffe, wäre dies nach Ansicht des Blattes nicht nur eine Provokation zum Kriege, sondern eine Provokation, bei der Frankreich von vornherein sich in dem Zustand der Inferiorität befinden würde. Die Politik Franklin-Bouillons sei also eine „Politik des Nationalismus“. Man könne sie eine „politique de folie“ nennen.

Kann Frankreich ein Moratorium verweigern?

Zu den Ausführungen des Abgeordneten Franklin-Bouillon in der französischen Kammer, der u. a. gesagt hat, daß Frankreich Deutschland die Gewährung eines Moratoriums verweigern solle, wird von deutscher unterrichteter Seite auf den Art. 8 des Haager Abkommens hingewiesen, der feststellt, daß Deutschland allein berechtigt ist, zu entscheiden, wann und ob zu einem Moratoriumsantrag Anlaß besteht.

Die Reichseinnahmen und Ausgaben.

Im September 1930.

Nach Mitteilung des Reichsfinanzministeriums betrugen im September 1930 (alles in Millionen Mark) im ordentlichen Haushalt die Einnahmen 685.8 und für die Zeit vom 1. April bis Ende September 5200.6, während sich die Ausgaben auf 1096.0 bzw. 5655.3 stellten, so daß sich für September eine Mehrausgabe von 410.2 und für die Zeit seit Beginn des Rechnungsjahres bis Ende September von 454.7 ergibt. Im außerordentlichen Haushalt betrugen die Einnahmen im September 11.3 und seit Beginn des Rechnungsjahres (darunter aus Anleihen 487.1), während sich die Ausgaben auf 30.7 bzw. 158.9 stellten. Es ergibt sich mithin im außerordentlichen Haushalt für September eine Mehrausgabe von 19.4 und für die Zeit vom 1. April bis Ende September eine Mehreinnahme von 472.9. Der Abschluß stellt sich wie folgt:

Für den ordentlichen Haushalt ergibt sich unter Berücksichtigung des Fehlbetrages aus dem Vorjahre von 465.0 nach Abzug der außerordentlichen Tilgung der schwebenden Schuld von 300.0 bei der erwähnten Mehrausgabe aus den Monaten April bis September 1930 von 456.7 ein Fehlbetrag Ende September von 619.7; für den außerordentlichen Haushalt stellt sich der Fehlbetrag Ende September nach Verrechnung des Fehlbetrages aus dem Vorjahre von 717.7 und der Mehreinnahmen aus den Monaten April bis September von 472.9 auf 298.8. Insgesamt ergibt sich mithin ein Fehlbetrag von 918.5. Der Kassenfortbestand des Reiches am 13. September 1930 betrug 1289.0, wovon 1275.0 verwendet worden sind, so daß ein Restbestand bei der Hauptkasse und den Außenstellen von 14.0 vorhanden war. Die schwebende Schuld hat sich von 1270.8 Ende August auf 1309.6 Ende September 1930 erhöht.

Ein Erlass des Reichswehrministers.

An das Offizierkorps.

Berliner Blätter veröffentlichen den kurz nach der Urteilsfällung im Leipziger Prozeß von Reichswehrminister Groener an das Offizierkorps der Reichswehr gegebenen Erlass.

In dem Erlass heißt es u. a.: Die Reichswehr ist und muß ihrem ganzen Wesen nach im höchsten Maße national sein. Es ist aber eine Ueberheblichkeit ohne gleichen und ein tiefbedauerlicher Mangel an Autoritätsgefühl, wenn junge Offiziere ihren höchsten Vorgesetzten, also auch dem Reichspräsidenten von Hindenburg, Mangel an Nationalgefühl vorwerfen und sich anmaßen, allein zu wissen, was national ist. Es ist aber eine Vermessenheit und eine erstaunliche Ueberhöhung ihrer Leistungsfähigkeit, wenn junge Offiziere, die die außenpolitischen und finanziellen Möglichkeiten in keiner Weise beurteilen können, von unzureichenden Landeswehrmaßnahmen sprechen und offen Kritik daran üben. Die Reichswehr ist überparteilich und rein staatlich eingestellt. Sie muß unbedingt aus dem Streit der Parteien und den politischen Tageseinflüssen herausgehalten werden. Es gibt also keinen Rechts- oder Linkskurs. Alle militärpolitischen Maßnahmen und Anordnungen sind allein von diesem Gesichtspunkt diktiert. Es ist eine tiefe Nachkriegspsychose, daß jeder junge Offizier sich berechtigt glaubt, an allen Befehlen der Führung Kritik zu üben und für jede Maßnahme eine Begründung und Erklärung verlangen zu können. Die Festigkeit jeder Wehrmacht beruht auf einem vorbehaltlosen, uneingeschränkten Gehorsam.

Soldaten, die vor Ausführung von Befehlen prüfen wollen, ob diese Befehle ihrer Anschauung entsprechen, sind keinen Schutz vor Verlust wert. Solche Gedanken bedeuten die Vorstufe zur Meuterei, zur Auflösung der Reichswehr und in der weiteren Folge zum Kampfe aller gegen alle. Für die junge Wehrmacht war es einer der schwärzesten Tage, an dem Offiziere vor dem Reichsgericht ähnlichen Gedankenäußerungen Ausdruck gegeben haben. Es ist selbstverständlich, daß Offiziere mit derartigen Ansichten nicht in der Reichswehr bleiben können. Ich erwarte daher von jedem Offizier, der Ehrgefühl und den Mut zur Wahrheit hat, daß er sofort aus der Reichswehr ausscheidet, wenn er ähnlichen Gedankenäußerungen huldigt.

Vom Abrüstungsausschuß des Völkerverbundes.

Feststellung des Abrüstungsstandes.

Dem Abrüstungsausschuß des Völkerverbundes in Genf liegt ein Antrag des Grafen Bernstorff über die Veröffentlichung des gegenwärtigen Abrüstungsstandes der einzelnen Länder vor, dessen Behandlung durch die Geschäftsordnungsdebatte sichergestellt wurde. Es handelt sich um einen Vorschlag, der bereits für die Abrüstungskonferenz gedacht ist und der dahingehet, daß der Konferenz eine neue Liste über den Personen- und Materialbestand der Rüstungen der an der Konferenz teilnehmenden Staaten vorgelegt wird, und zwar soll diese Liste als Grundlage für die Aufstellung der neuen Rüstungszahlen in dem Annex der Konvention dienen.

Den Verhandlungen der Londoner Flottenkonferenz hat eine ähnliche Liste über die Flottenstärke der vertragsschließenden Staaten vorgelegen. Graf Bernstorff wird den Antrag in den nächsten Tagen erneut einbringen und begründen.

Der Konflikt in der Berliner Metallindustrie.

Die Verhandlungen.

Im Reichsarbeitsministerium in Berlin begannen vor dem Schiedsgericht, dem Reichsarbeitsminister a. D. Dr. Braun als Vorsitzender und Reichsminister a. D. Oberbürgermeister Dr. Jarres und Professor Einzeimer als Beisitzer angehören, die neuen Lohnverhandlungen, durch die der Konflikt in der Berliner Metallindustrie endgültig beigelegt werden soll. Von beiden Parteien wurde nochmals ihr in den früheren Verhandlungen bereits mehrmals zum Ausdruck gebrachter Standpunkt vertreten.

Die Arbeitgeber forderten eine 15prozentige Lohnherabsetzung und lehnten die Forderung der Gewerkschaften, die 40-Stundenwoche zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit gesetzlich einzuführen, ab. Die Vertreter des Metallarbeiterverbandes verlangten demgegenüber Verlängerung des bisherigen Lohnabkommens und vertraten grundsätzlich den Standpunkt, daß zuerst der Preisabbau vor allem in den wichtigsten Lebensmitteln und Bedarfsartikeln kommen müsse, ehe man an einen Lohnabbau denken könne.

Die Arbeitslosenfrage.

Eine Rede Stegerwalds.

In einer Versammlung in Berlin behandelte der Reichsarbeitsminister Stegerwald das Arbeitslosenproblem. Dabei kam er zu dem Schlusse: Unsere Generalaufgabe zerfällt u. a. in folgende Einzelaufgaben: Inordnung der Finanzen der öffentlichen Hand, in Reich, Ländern und Gemeinden, vernünftige wirtschaftliche Regelung der Reparationsfrage, Rentabefreiung der Landwirtschaft, Senkung der Versicherungskosten in der deutschen Wirtschaft, Arbeitsbeschaffung, eventuell verändernde Arbeitsstreckung und Fürsorge für die Menschen, die arbeiten wollen und nicht arbeiten können.

Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten schon schwereres durchgemacht als gegenwärtig.

„Do X“ Weiterfahrt.

Start am Sonntag.

In der Voraussetzung, daß die Wetterberichte, die bisher ziemlich günstig lauten, weiter günstig bleiben, ist der Start des „Do X“ auf Samstag angelegt worden. Bei glattem Verlauf des Fluges hofft man ungefähr um 14 Uhr in Calshot, dem Marineflughafen von Southampton, einzutreffen. In dem Fluge nach England wird eine größere Anzahl von Personen teilnehmen, als bisher vorgesehen war. Außer der zwölfköpfigen Besatzung werden u. a. der Erbauer des Flugbootes Dr. Dornier und seine Gattin sowie eine Anzahl holländischer Gäste, die durch Vermittlung der holländischen Lizenzfabrik der Dornier-Werke hierzu eingeladen sind, ferner mehrere italienische und jugoslawische Fliegeroffiziere und einige Pressevertreter mitfliegen.

Der „Do X“ wird voraussichtlich auf diese Weise insgesamt beinahe 40 Personen nach England mitführen. Dr. Dornier beabsichtigt, zusammen mit seiner Gattin den Flug von Amsterdam bis nach Lissabon mitzumachen. Es steht zu erwarten, daß der „Do X“ mindestens bis zum Montag in England bleiben wird.

Einkommensteuergesetz für die höheren Beamten.

Berlin, 8. Nov. Die Meldung eines Berliner Morgenblattes, wonach in Zukunft der Zuschlag zur Einkommensteuer für Einkommen von über 8000 Mark bei den Gehältern für den Reichspräsidenten, die Minister und die in Frage kommenden Beamten wegfallen soll, ist unzutreffend. Die Beamtengehälter über 8000 Mark unterliegen auch in Zukunft dem 5prozentigen Zuschlag zur Einkommensteuer.

Das Lübecker Säuglingssterben.

Berlin, 8. Nov. Vom Reichsministerium des Innern wird über die im Reichsgesundheitsamt von Prof. Dr. Ludwig Lange durchgeführten wissenschaftlichen Untersuchungen über die Ursachen des Lübecker Säuglingssterbens u. a. mitgeteilt: Die Untersuchung der BCG-Kulturen aus Lübeck steht vor dem Abschluß. Es hat sich auch weiterhin bestätigt, daß die Mitte März und in der zweiten Hälfte des April 1930 in Lübeck auf Nährböden angelegten BCG-Kulturen virulente Tuberkelbazillen nicht enthielten. Dagegen hat sich die von Prof. Deyde am 17. April 1930 in Lübeck angelegte Kultur, die aus einem mit einer vermeintlich reinen BCG-Ausschwemmung geimpften Meerschweinchen gezüchtet worden war, auch bei den weiteren Versuchen als virulente Menschen-Tuberkelbazillenkultur erwiesen. Im übrigen hat sich auch bei den weiteren Untersuchungen kein Anhaltspunkt dafür gewinnen lassen, daß die krankmachende und tödliche Wirkung eines so großen Teiles der in Lübeck an die Säuglinge verabreichten Impfstoffe durch eine biologische Umwandlung der dort benutzten BCG-Kulturen herbeigeführt wurde. Es laufen jedoch hierüber, wie auch bezüglich der Frage, ob in Lübeck durch die Verwendung bestimmter Nährböden eine Verunreinigung der BCG-Kulturen mit virulenten Tuberkelbazillen eingetreten ist, noch einige Versuchsreihen.

Thüringer Regierungsräte.

Weimar, 8. Nov. In der Sitzung des Thüringer Landtages erklärten die Vertreter einiger bürgerlicher Parteien, nicht für den Auflösungsantrag der Kommunisten, sondern für den Vertrauensantrag der Nationalsozialisten stimmen zu wollen. Die Deutsche Volkspartei erklärte dagegen, der Antrag der Nationalsozialisten habe nur demonstrative Bedeutung, aber keine rechtliche Wirkung; sie werde daher für Uebergang zur Tagesordnung stimmen. Vor der Abstimmung, die am Dienstag nächster Woche stattfindet, will die Volkspartei ihre Stellungnahme im einzelnen in einer besonderen Erklärung darlegen.

Für 25 000 Mark Zigaretten gestohlen.

Köln, 8. Nov. In einer der letzten Nächte wurden aus einem hiesigen Fabriklager etwa 600 000 Zigaretten im Werte von 25 000 Mark gestohlen. Die Einbrecher machten sich ihre Sache sehr leicht. Sie luden die Zigaretten auf einen in dem Lager befindlichen Lieferwagen der bestohlenen Firma und fuhren sie weg. Der Wagen wurde später in der Nähe des Uster-Ringes gefunden. Von den Tätern fehlt jede Spur.

Die tschechische Handelsbilanz.

Prag, 8. Nov. Bei der Beratung des Voranschlags des Handelsministeriums im Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses führte Handelsminister Dr. Matoušek u. a. aus: Der Export nach Deutschland sinkt und die Einfuhr aus Deutschland steigt. Die frühere Aktivität des Außenhandels mit Deutschland, die noch 1927 etwa 400 Millionen Kronen betragen habe, sei in Passivität übergegangen, die von Jahr zu Jahr steige. Es drohe noch eine weitere Verschlechterung durch eine eventuelle weitere Erhöhung der Zölle in Deutschland. Bei einigen Artikeln sei der Export tschechoslowakischer Waren nach Deutschland gesunken oder direkt unmöglich geworden. Die Lage Deutschlands auf dem tschechoslowakischen Markt sei günstiger, da Deutschland auf Grund der Meistbegünstigungsklausel alle Vertragszölle des tschechoslowakischen Zolltarifs in großem Maße zugute kommen.

Antifaschistisches Komplott in Italien aufgedeckt.

Rom, 8. Nov. Einer Stefani-Meldung zufolge wurden einige Tage vor der Jahresfeier des Marsches auf Rom in verschiedenen Orten Norditaliens 20 Personen festgenommen. Sie werden beschuldigt, in Zusammenarbeit mit Pariser antifaschistischen Elementen einen verbrecherischen Anschlag gegen das Regime vorbereitet zu haben. Sie wurden einem Sondergericht zugeführt. Die Nachforschungen dauern noch an.

Die Untersuchung über die Katastrophe des „R 101“.

London, 8. Nov. In der Sitzung des Ausschusses zur Untersuchung der Katastrophe des „R 101“ erregten zwei von dem Vorsitzenden Sir John Simon verlesene dienstliche Berichte großes Aufsehen, die dem Vorsitzenden des Ausschusses eben erst vom Luftschiffhafen Cardington zugegangen sind. Sir John Simon erklärte dazu mit scharfer Betonung, er möchte gerne wissen, warum ihm denn diese Berichte nicht früher zugeleitet worden seien. Einer der Berichte stammt von dem Konstrukteur des Luftschiffes „R 101“, Richmond. Es ist darin die Rede davon, daß durch die Reibung der Gasfäden an dem Luftschiffgerippe außerordentlich ernst zu nehmende Verluste an Gas zu verzeichnen seien. In dem anderen Bericht, der von einem Beamten des Luftschiffverkehrsministeriums stammt, ist ebenfalls von den Gasverlusten infolge Reibung die Rede. Der Beamte gibt eine bis zum 19. Juli befristete Flugzeuglaubnis, weigert sich aber ausdrücklich, die Flugzeuglaubnis weiter auszubehnen.

Republikanische Mehrheit im Repräsentantenhaus?

New York, 8. Nov. Nach den jetzt vorliegenden Wahlergebnissen sind bisher in das Repräsentantenhaus 217 Republikaner, 216 Demokraten und ein Mitglied der Farmerpartei gewählt. In einem Wahlbezirk des Staates Illinois, in dem der Republikaner zurzeit mit 9000 Stimmen führt, steht das Endergebnis noch aus. Die Hoffnungen der Demokraten, die zur Mehrheit im Unterhaus benötigten 218 Mandate zu erlangen, sind damit zunächst geworden, es sei denn, daß die Nachzählung in den Wahlbezirken, in denen beide Parteien annähernd die gleiche Stimmenzahl erreichten, das Endergebnis noch ändert.

Der amerikanische Kongreß.

Knappe Mehrheiten.

Nachdem bei den amerikanischen Wahlen die Demokraten im Wahlbezirk Indiana mit drei Stimmen die Republikaner siegten, verfügen die Demokraten mehr im Repräsentantenhaus über 217 gegenüber 216 Stimmen der Republikaner und einem Farmer- und Arbeitervertreter. Das Ergebnis für Illinois, wo zurzeit ein Republikaner mit geringer Mehrheit führt, steht noch aus. Demnach können sich also möglicherweise je 217 Demokraten und Republikaner im Repräsentantenhaus gegenüberstellen, durch der Stimme des Farmer-Arbeiter-Vertreters die Entscheidung ausfallen würde.

Noch gefährlicher erscheint die republikanische Mehrheit 15 sogenannte Insurgenten sitzen, die zusammen mit dem Senator der Farmer-Arbeiter-Partei zwischen den rechtlichen regulären Republikanern und den 47 Demokraten entstehen werden.

Lokales.

Bad Homburg, den 8. November 1930.

Junger Most muß gären!

Das ist nun einmal so. Jeder Most, und sei er auch besser Abstammung, muß, um Wein zu werden, sich tunmütig austoben, ehe er klar und geläutert, befreit von allen Schmutzigen, seine Sendung erfüllen kann. Aber nicht ungefährlich ist gärende junge Wein, und wehe dem, der im tiefen Gähnen unbedacht ihm nähert. Tödlich lauern die betäubenden und nur rasche Flucht kann vor ihrer tödlichen Wirkung wahren. Der Wein gleicht dem Menschen, und auch sein Geist ist mit dem des Menschen in vielen Punkten vergleichbar. Wie da zunächst das ruhige Wachsen am Stod, im Altertum hier wie da die Zeit des Sturmes und Dranges, die Zeit der Entwicklung zur Reife, die über die künftige Qualität entscheidet. Gerade diese Zeit ist es, in der Verständnis- und volle Wartung und Pflege eine Entwicklung zum Guten leiten können und müssen, wenn das spätere Sein den Erwartungen und Hoffnungen entsprechen soll. Gleich dem jungen Weinmost stürmt und drängt der junge Mensch. Unklar, unreif in mächtigem Streben und Wollen sucht er die einem starken Fasse ihn bindenden Fesseln der Ueberlieferung, Erziehung zu sprengen, sich zu verstreuen in ungebärdigter Kraft und Wildheit. Aber wie aus einem zum Träpfer prämierten Most auch allerbeste Pflege keinen Edelwein zu machen vermag, so wird auch niemals aus einem mit niederen Trieben und Instinkten geborenen Menschen durch allerbeste Erziehung ein wertvoller. Triebe und Instinkte lassen sich unterdrücken, dämpfen, nie aber ausrotten. Wein wird gut oder schlecht durch richtige oder falsche Pflege, die Erziehung des Menschen zucht und bewirkt daselbe; niemals aber können beide Kern ihren inneren Wert und Gehalt durch äußere Einwirkung ändern. Das eine aber muß bei beiden in gleicher Weise sein: Wenn die Zeit da ist, müssen sie gären, damit gutem Grunde die schlechten Weinmengen abgeköhnt und abgediehen werden.

Die Höllensteine.

Deßlich von Airdorf, 500 Schritte von der Kirche, mit ihren spitzen Türmen, liegt am Hang eine Felsgruppe aus riesigen Granitbrocken. Schaut heute friedlich auf das Dorf. Aber es hat diesen Felsen seine besondere Bewandnis und die folgenden Zeilen sollen es erzählen.

Der Höllenstein.

Es war vor vielen Jahren als der Teufel noch dem Pferdeschuh auf der Erde, zum Verderben der Menschheit schwebte. Da kam einmal die Teufelslippe, in tiefsten Höhle unter dem Vorhof des Teufels Großmutter zusammen. Ferner Luzifer, der Oberste der Höllensteine, sein Bruder Belzebub und aus jedem Höllenscheit Abgeordneter. Es wurde zur Sprache gebracht, schon seit sieben Jahren kein Airdorfer den Weg der Höhle gefunden habe. Belzebub erklärte, daran sei die Airdorfer Kirche schuld. Denn alle Einwohner ganz vernarrt in die schönen spitzen Türme und herrliche Geläute. Sie würden deshalb zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in ihre Kirche laufen. Sodas, wenn einmal ein Airdorfer zum Sterben käme, seine Seele direkt in den Himmel führe. Des Teufels Großmutter sah aber den Beschluß, Luzifer selber die Airdorfer Kirche vom Erdboden verflügen.

Er fuhr aber eines Tages in der Gegend des Brod im Harz aus der Höhle, laud auch bald einen handlichen Felsen, den er sich auf die Schulter lud und nun er hoch in den Wolken in der Richtung nach Airdorf. Es war früh am Morgen wie er am Harz gestiegen und nun fing der Stein auf seiner Schulter an ganz barmhertzig zu drücken. Er hatte unter echten Höllenscheit schon viele Male den Stein von einer Schulter auf andere gewälzt. Aber es läutele bereits den Abend, da war er erst in der Gegend von Friedberg. Er fing auf die Höhle und all ihrer Bewohner zu schimpfen. Immer noch nicht sah er die beiden spitzen Kirchtürme von Airdorf. Wie er nun in die Nähe des Teufels kam hatte sich die Nacht über die Erde gebreitet. Warf er mit einem gräßlichen Fluch die drückende an dem Bergabhang ab, wo sie heute noch liegt; von Ausprall in Stücke zersplittert. Er schielte sich oben um sich mit den Krallenfingern den Höllenscheit dem Gesicht zu wischen.

Da kam eine alte Frau die zu Airdorf lebte einer Ahe (einen Traakorb) voll zerissener Schuhe dem Platz vorbei, von Seilberg. Ihr Sohn war Schuster und ernährte sich und die Mutter redlich in der Bauern der Umgebung die Schuhe in Ordnung hielt, damit sie nicht barfuß zu laufen brähen wie Gänse. Die gute Alte erschrak beinahe tödlich, als dem Dunkel eine Stimme erlörnte: „gute Frau,“

Ihr mir sagen, wie weit es nach Airdorf ist? Sie schickte schnell ein Stößgebellein zu allen heiligen Nothelfern im Himmel, wie sie die Augen wandte und die Gestalt des Fremden auf den riesigen Steinen sitzen sah. Da ging es ihr durch Kopf, daß der Fremde mit ihrem Heimaldorf bestimmt nichts Gutes im Sinne habe und war eine gute Antwort nicht verlegen.

Sie sagte: „Ich, junger Herr, ich bin auch von Airdorf. Ich ganz kleines Kind bin ich von zu Hause fortgekommen in fremden Dienst. Wo ich jetzt all bin, wollte ich gern noch einmal in der Airdorfer Kirche beten und da habe ich mich aufgemacht um in der Heimat zu sterben und sehen Sie, die ganzen Schube habe ich auf dem Wege zerrissen. Heute hat mir der Herr Pfarrer da unten im Dorf gesagt, daß ich die Hälfte des Weges hinter mir hätte. Ihr aber, junger Herr, ihr seid rüstig, ihr werdet den restlichen Weg sicher in einem halben Jahr zurücklegen!“

Zualler, der bei der Erwähnung der Airdorfer Kirche das Gesicht verzogen hatte, sah auf den Haufen zerrissener Schube zu seinen Füßen und auf das alle Welt und Friedrich plötzlich während: „Was, soweit soll ich den veracht schweren Stein noch schleppe, da soll meine Großmutter, wenn sie die Kirche kaputt haben will, ihn nur selbst hinschleppen!“ Und verschwand unter Schweißperlen und lag sich nicht mehr sehen.

So haben die Airdorfer ihre Kirche heute noch, aber sie heute immer noch so fromm sind, das berichtet die Sage nicht. Heinrich Christl.

Zum Umbau des hiesigen Amtsgerichts.

Den Bestrebungen vieler hiesiger Kreise ist es gelungen, die Justizverwaltung, wenn auch nicht zu einem Neubau eines Amtsgerichts am hiesigen Plage, so doch zu einem billigen Umbau des alten, den Erfordernissen der modernen Zeit in keiner Weise mehr entsprechenden Gerichtsgebäudes zu bestimmen. Am kommenden Montag morgen soll dieses oblig umgebaute Gerichtsgebäude bezogen werden. Das neue Gebäude, von einem solchen kann man bezüglich seines Innern laß sich sprechen, stellt ein Werk dar, welches nicht nur dem ausführenden Architekten, sondern auch dem hiesigen Handwerk das beste Zeugnis ausstellt. In der Tat macht das Gebäude mit seinem vornehmen neuen Treppenaufgang, seinem würdigen Sitzungssaal, seinen hellen und freundlichen, in verschiedenen Ebnungen gehaltenen Arbeitszimmern der Beamten, einen äußerst angenehmen Eindruck. Das Kennzeichen des neuen Gebäudes im Gegensatz zum alten: Lust, Licht und Helle. Mögen diese guten Eigenschaften des Gebäudes den Leistungen der Justiz zugute kommen, die in fortschrittlichem Geiste und zum Wohle aller derer, die mit der Justiz in Berührung kommen, wirken möge. Die Gerichtsbehörden haben mit diesem Umbau ein Werk errichtet, das wohl das schönste öffentliche Dienstgebäude nicht nur in Bad Homburg, sondern im ganzen Oberlaunuskreis darstellt.

Kurhaus-Theater. Als 5. Abonnements-Vorstellung gelangt am Donnerstag, dem 13. November, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr, das äußerst amüsante Lustspiel „Geschäft mit Amerika“ von Paul Frank und Ludwig Kirckfeld zur Aufführung. Die beiden Autoren verstehen wirklich ihr Geschäft glänzend, sie bringen einen gesunden Blick für Humor im grauen Alltag mit. Das Lustspiel hat Sinn, Witz und Humor. Es ist eine reizvolle Angelegenheit, leicht hingeworfen, leicht und unbeschwerlich, aber auch in ihrer Durchführung. Der Dialog ist überaus fein und liebenswürdig, gesund und erfrischend. Also ein unbedingter Seltenerfolg, aber auch ein Erfolg, der dem Publikum Dank abzwängt für ein liebenswürdiges Lustspiel in bitterer Zeit.

Sonntagsdienst der Apotheken: Engel-Apotheke.

Stadlverordneten-Versammlung. Am Dienstag, dem 11. November 1930, abends 8 $\frac{1}{4}$ Uhr, findet im Stadlverordneten-Sitzungsraum eine Stadlverordneten-Versammlung mit folgender Tagesordnung statt:

1. Bewilligung eines Beitrages für die durch das Bergwerkunglück in Airdorf Geschädigten.
2. Bewilligung von Nachkredit für Desinfektionskosten (Nr. 479).
3. Bewilligung von Nachkredit für Brandwachen (Nr. 483).
4. Kreditübertragung im Etat des Gas- und Wasserwerks.
5. Bauungs- und Kulturpläne für das Wirtschaftsjahr 1931.
6. Bewilligung von Nachkredit für die Schulheizung in der Landgraf Ludwig-Schule.
7. Einführung einer Bürgersteuer, Erhöhung der Bier-, Gewerbe- und Grundvermögenssteuer zur Deckung des Fehlbetrages im Rechnungsjahr 1930 und Antrag der oppositionellen Stadlverordnetenfraktion auf Nichtführung der Bürger- und Gemeindegebräuelsteuer.
8. Gewährung einer Winterbeihilfe an die Wohlfahrtsempfänger.
9. Antrag der oppositionellen Stadlverordnetenfraktion auf Erhöhung der Unterstützungssätze für die Sozial- und Kleinrentner.

Homburger Schwimmklub. Der Klub veranstaltet heute abend um 8 $\frac{30}{60}$ Uhr im Seilpasaal eine Mitglieder-Versammlung.

Die Feler des 9. November in Bad Homburg.

Die sozialdemokratische Partei veranstaltet in Gemeinschaft mit verwandten Organisationen morgen, Sonntag, 20 Uhr, im „Römer“, eine Revolutionsfeier. Das Programm bringt neben Freiheits- und Sprechbüren eine Aufführung von Tolstois „Requiem den gemordeten Brüdern“. Im Mittelpunkt des Abends steht eine Rede des Reichstagsabgeordneten Portune-Frankfurt a. M.

Theater-Club. Wir machen hiermit nochmals auf den morgen, Sonntag, den 9. d. Mts., abends 8 $\frac{30}{60}$ Uhr, im Saalbau stattfindenden Familien-Abend aufmerksam. Zur Aufführung gelangt diesmal die Zählige Operette: „Die Königin der Luft“. Alles Nähere erfahren Sie aus dem heutigen Inserat.

Allgemeine Oriskrankenhaus Bad Homburg v. d. R. In der Zeit vom 27. 10. — 2. 11. ds. Js. wurden von 179 erkrankten und erwerbsunfähigen Kassenmitgliedern 134 Mitglieder durch die Kassenärzte behandelt, 38 Mitglieder wurden im hiesigen allg. Krankenhaus und 7 Mitglieder in auswärtigen Heilanstalten verpflegt. Für die gleiche Zeit wurden ausgezahlt: 2299,32 Mk. Krankengeld. — Mk. 459 Wochengeld-Mk. 180 — Sterbegeld. Mitgliederbestand: 4180 männliche, 3444 weibliche. Sa. 7624.

Arbeitsunfähige Mitglieder sind verpflichtet sich spätestens am 3. Tage ihrer Erkrankung bei der Kasse krank zu melden.

Auch in zweiter Instanz abgewiesen. Wie noch in Erinnerung sein wird, hatte sich ein hiesiger Krankenkassier vor einigen Wochen vor den Schranken des Amtsgerichts wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt zu verantworten. Der Angeklagte legte damals gegen seine Verurteilung Berufung ein. Am 31. Okt. wurde in Frankfurt vor der kleinen Strafkammer erneut verhandelt. Die Berufung wurde kostenpflichtig abgewiesen.

Ein Prozeß wegen übler Nachrede. Am gestrigen Freitag stand vor der großen Strafkammer des Landgerichts zu Bism. die Berufung des Architekten

Max Rabe, Bad Homburg, in der erwähnten Angelegenheit zur Verhandlung. Gleich zu Anfang kam es zu einer etwas lebhaften Debatte, da der Vorstehende verschiedene Fragen des Angeklagten nicht zuließ. Gegenstand der Anklage war: Der Angeklagte hatte unter dem 18. 2. 30 an verschiedene Stadlverordnete ein Schreiben gerichtet, mit der Bitte, dieses Schreiben den Fraktionkollegen zu unterbreiten. Zur Aufdeckung eines Skandals wolle er mit weiterem Material, das ihm reichlich zur Verfügung stünde, dienen. Da nach Ansicht von Bürgermeister Dr. Eberlein mit dem Skandal nur städt. Beamten gemeint sein könnten, verklagte Herr Dr. Eberlein Herrn R. wegen übler Nachrede. Der beanstandete Passus lautete: „Verschiedene Handwerker haben mich abgebeutelt, daß ihre Rechnungen nur stimmen, wenn der Rechnungsprüfer 10—15% bekommt. Mir sind auch solche Prozente wie „üblich“ angeboten worden; ich habe solche Anerbieten stets abgewiesen“. In der Verhandlung gab zu seiner Entlastung der Angeklagte an, daß in erwähntem: Sah nicht städt. Rechnungsprüfer, sondern lediglich Privatpersonen und zwar hauptsächlich Architekten und Bautechniker gemeint seien. Der als Zeuge verhörr Stadlbaurat Dr. Lipp erklärte, niemals in Privaddienst gewesen zu sein. Er äußerte weiter, daß keine Vergütung von Urteilen zustande käme, ohne daß er seine Zustimmung dazu gibt. Rechnungsprüfer auf dem Bauamt sei der technische Beamte. Im weiteren Verlauf der Verhandlung spielte auch die Rechnungssaffäre vom 10. Oktober 1928 eine große Rolle. Dem Gericht kam es lediglich darauf an von den geladenen Zeugen zu hören, ob es Tatsache sei, daß städt. Rechnungsprüfer 10 bis 15 Prozent bekommen hätten. Der Rechtsanwalt Kullmann suchte dann, herbeigerufen durch den Beklagten, nachdem dieser von der Sitzung ausgeschlossen war, dessen Verteidigung zu übernehmen. So endete nach kurzem Schlusswort des Beklagten die Verhandlung nach dreistündiger Dauer. Das Gericht hob das erstinstanzliche Urteil, das auf 150.— RM. Geldstrafe bzw. 30 Tage Gefängnis und Publikationsrecht auf, strich das Publikationsrecht und ermäßigte die Geldstrafe auf 80.— RM. bzw. 10 Tage Gefängnis. Gegen dieses Urteil legt Herr Rabe wiederum Revision ein.

Frankfurt a. M. (Die Polizei schießt mit Gas.) Die Kriminalpolizei hat seit langem das Bestreben, für die Ueberwältigung renitenter Verbrecher eine etwas humanere Waffe zu finden, als die Gieb- und Schußwaffen, die in vielen Fällen doch recht gefährliche Verletzungen zurücklassen haben. Man hat nun bei den preussischen Polizeiverwaltungen eine Gaswaffe eingeführt, die versuchsweise in einigen Großstädten und zwar zuerst von der Kriminalpolizei ausprobiert werden soll und dann zur allgemeinen Einführung gelangen wird. Es handelt sich um eine Gasflasche, die mit einer Sprühdüse versehen ist. Die Flasche enthält ein Reizgas, das lediglich auf die Atmungs- und Sehorgane einwirkt und es unmöglich macht, in dem besprühten Raum länger als einige Minuten zu verweilen. Gesundheitliche Schädigungen kommen nicht in Frage.

Frankfurt a. M. (Das Cafe Bauer schießt.) Es ist eine stadtbekannte Tatsache gewesen, daß sich das Cafe Bauer, das erst vor einigen Monaten renoviert worden war, in ernsthaften finanziellen Schwierigkeiten befand. Diese haben nunmehr ein derartiges Ausmaß angenommen, daß ganz plötzlich das weltbekannte Cafe seine Pforten schließen mußte.

Frankfurt a. M. (Ein falscher Kapitän.) Hier wurde der Schiffer Leonhard Beutscheid aus Nachen festgenommen. Er gab sich in verschiedenen Wirtschaften als Schiffskapitän aus und nahm Bestellungen für Raffee entgegen. Hierbei hat er sich Darlehen geben lassen und dafür Ringe, die sich später als unecht herausstellten, in Pfand gegeben.

Todes- ✠ Anzeige

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, meinen lieben, treusorgenden Mann, meinen lieben Sohn, Schwiegersohn, Schwager, Onkel und Vetter

Herrn August Hämmerlein

nach langem, mit großer Geduld ertragenem Leiden im Alter von 46 Jahren, wohlversehen mit den hl. Sterbesakramenten, zu sich zu rufen.

Bad Homburg
Cronbergerstr. 5

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen
Elisabeth Hämmerlein, geb. Schneider
Fritz Hämmerlein

Die Beerdigung findet Dienstag, den 11. November, nachmittags 4 Uhr, von der Kapelle des kath. Friedhofs aus statt.

RADIO!

Geräte aller Arten
(Teilzahlung)

Radio Braum Nachf.
Otto KRATZ, Elektro
Luisenstr. 96 Telef. 2104

Zigarettenfabrik

vergilbt Vertretung
Off Postfach 8 Leipzig N.12

1 weißer emaillierter

Rüchenherd

(Kohle und Gas), Fabrikat
Röder, fast neu
billig zu verkaufen.
Luisenstraße 96, Laden.

Für Kinder- und Wochenbettspflege

Gummi-Unterlagen, Windelhosen
Gelse, Windeln, Bade- u. Fle-
berthermometer, Gauger, Milch-
flaschen u. s. w.
Babywagen (auch z. verleih.)



Sanitätshaus C. Ott G.m.b.H.

Am Montag, dem 10. November 1930,
fährt ein Omnibus der Firma
Joh. Röder & Söhne

zum

Sochheimer Markt

Abfahrt 8 Uhr vorm. ab Wallenhausplatz.
Rückfahrt ca. 6 Uhr nachmittags.

Karten zu 4 — RM. sind beim Wagenführer
der Omnibuslinie Bad Homburg-Friedrichs-
dorf-Köppern und unter Tel. Köppern 40
erhältlich.

„Sächsischer Hof“

Samstag, den 8. November 1930, das be-
kannnte große

Schlacht-Fest und Hasen-Essen

Preise der einzelnen Gerichte von Mk. 1.00 bis
Mk. 1.60. Tischbestellungen erbeten. Telefon 3105

An- u. Abmeldescheine

vorrätig im Verlag der

Homburger Neueste Nachrichten

Zweites Blatt.

An der Schwelle des Jenseits.

Skizze von Karlheinz Kuned.

(Nachdruck verboten.)

Das Begräbnis war vorüber. Das Gefolge begann, zu zerstreuen, mit jener eigenartigen Mischung von Eifer und versteckter Eile, die ein Trauergefolge meist zu pflegt. Gedämpfte, abgerissene Worte flatterten in dem scharfen Herbstwind zu mir herüber. Ich stand an dem offenen Grust, in deren dämmriger Tiefe die beiden nachvollenden Särge ruhten. Erst am Morgen hatte mich die Nachricht von dem plötzlichen Tod der beiden Menschen erreicht, die mir, dem Frühverwaisten, die zweiten Eltern geworden waren, denen ich alles verbannte, was ich hatte werden dürfen. Mit Mühe und Not war es mir noch gelungen, rechtzeitig einzutreffen, zu einem Doppelbegräbnis, dessen Tauschfrist ich selbst jetzt noch, an der offenen Gruft, mir aufzwingen mußte, um daran alsbald zu trennen. Alles, was ich bis jetzt über den Tod meiner Adoptiveltern wußte, war die Tatsache, daß die Tante, wie ich Frau von Heiblingen nannte, nach dem plötzlichen Ableben ihres Mannes sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte und daß sie dort eine Stunde später von dem alten Sanitätsrat Dr. Krone, der schon bei ihren Eltern hausgewesen war und sie von Kind auf kannte, am Schreibtisch lebend, tot aufgefunden worden war. Ein Herzschlag hatte sie getroffen.

Des Geistlichen tiefgefühlte, von begeisterter Überzeugung getragene Worte klangen wieder in mir auf. Ich hatte ihn wieder das hehre Loblied singen auf eine Liebe, die durch vier Jahrzehnte des Lebens Lust und Leid gemeinsam getragen habe, um dann ihren Höhepunkt zu finden im gemeinsamen Tod. Wie ein Traum war das alles, in dem das große Wunder in meiner Seele sich immer mehr zu einem völligen Nichtverstehen verstärkte.

Der Friedhof hatte sich geleert. Ich verließ ihn als letzter, als der einzige Lebendige, denn der Verstorbenen Haus war seit langen Jahren schon einsam gewesen. Die einzigen noch lebenden Verwandten wohnten jenseits des Ozeans, und ihr Dasein war für das altertümliche, hinter einem paradiesisch schönen Park versteckte Haus an der Sonnengasse längst verloren geworden.

Die schwere, noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Eichenstürz fiel hinter mir lautlos ins Schloß, und Marie, die alte Wirtschaftlerin, deren gutmütige kleine Augen vom vielen Weinen kaum noch sichtbar waren, lächelte mir schluchzend und nach den Worten suchend zu, daß Dr. Krone mich im Wohnzimmer erwarte. Zehn Minuten hatte ich die Teilnahme an dem beschwerlichen Weg zum Friedhof verwehrt.

Er glich immer noch dem Bild, das ich von ihm seit der Jugendzeit mit mir trug, aber sein Haar war schneeweiß geworden, und die sonst immer vorbildlich straffe Fassung war dahin. Zum erstenmal wirkte der beinahe hundertjährige Greis. Er drückte mir stumm die Hand, deutete auf einen Stuhl und setzte sich gleichfalls. Er fragte, die mir auf den Lippen brannte, kam er zuvor. Sie sollten sofort Aufklärung haben, Herr Affessor. Ich fühlte mich nicht berechtigt, das Geheimnis, dessen Schlüssel ich wurde, ohne es zu wollen, für mich zu behalten.

„Ein Geheimnis?“ fragte ich überrascht. „Ja, das Geheimnis des plötzlichen Todes Ihrer Tante, die Erklärung dafür, warum sie, die ihrem Vetter stets nur Achtung und Freundschaft entgegengebracht hat, die vor vierzig Jahren seine Frau wurde, um ihrem Stolz Genüge zu tun und die abgrundtiefe Zerknirschtheit ihres Innern nicht zeigen zu müssen, warum sie eine Stunde nach seinem Tod ihm nachfolgte. Die ganze Stadt spricht von der tiefen, alles übersteigenden, stillen Liebe: wie beide wissen, daß sie nie bestanden hat.“

Er schweig, nahm mit einer harten Bewegung den Klemmer von der etwas kurzen Nase und begann, ihn umständlich zu putzen. Seine klugen, lebhaften Augen irrten, ihrer Schärfe beraubt, hilflos und leer durchs Zimmer.

Ich wartete mit Ungebuld auf seine weitere Erzählung. Ein Geheimnis im Leben meiner Tante? Es schien mir unfähig zu sein. Tante Sophie war mir das Urbild tüchtler Ausgeglichenheit gewesen, ein Mensch, dessen Rechnung mit dem Leben nie und nirgendwo einen Fehler aufwies, eine Frau, so stolz und groß, daß vor dieser hohen Größe die schwere, plumpe Menschlichkeit des Onkels wie ein Schatten vor dem strahlenden Licht verblasste. Es war mir immer ein Rätsel gewesen, wie Tante Sophie den ganz und gar nichts bedeutenden, unselbständigen Mann hatte heiraten können, der weder sein Haus zu repräsentieren noch das Leben in irgendeiner Form zu meistern verstand, der vielmehr stets und stillos zufrieden sich damit begnügte, der Mann seiner reichen und klugen Frau zu sein und sich in allem ihren Wünschen und Anordnungen zu fügen.

Ich fühlte, wie mein Blut begann, schneller durch die Adern zu kreisen, und doch wagte ich keine Frage, wartete mit Spannung und nagernder Unruhe auf den Augenblick, in dem der Doktor weitersprechen würde.

Er war endlich mit seinem Klemmer fertig geworden, beförderte ihn jetzt mit einem hastigen Schwung an seinen Platz und sah mich mit den nun wieder scharf und lebend gewordenen Augen merkwürdig ernst und fast wie abwesend an.

„Ich werde Ihnen eine kurze Geschichte erzählen, Herr Affessor,“ begann er, blickte sich dann plötzlich vor, so daß sein Gesicht halb im Schatten lag, verschränkte die Hände über den Knien und fuhr fort: „Vor vierzig Jahren war Sophie von Lengern der Stolz der Vörsen-Gesellschaft, war zwanzig Jahre alt, begehrt und viel begehrt, klug und schön, lebensfroh und überall Freude verbreitend, wozu sie kam. Hunderte der Besten hätten sich glückselig gefügt, ihre kleine weiße Hand zu erringen, aber sie begünstigte keinen, war zu jedem gleich freundlich und gut, weil ihr Herz längst einem uns allen unbekannten, armen Teufel gehörte, der seit Jahr und Tag ihr Jawort besaß und nur darauf wartete, mit Hilfe seiner vielversprechenden Sturme sich den Weg aus den häßlichen Niederungen der Not und des kleinen, versteckten Lebens in die sonnigen Höhen der großen Kunst zu bahnen, wo Sophie von Lengern als kostbarer Siegespreis seiner wartete. Wie diese Liebe erwacht war,“ — der Erzähler zuckte die Achseln — „ich weiß es nicht. Aber, wie sie zu Ende ging, sollen Sie jetzt hören. Aus dem unbekannten, mühsam um das täpliche Brot ringenden Mann wurde ein Sänger, der die Welt in Aufregung versetzte, der allabendlich Tausende begeisterte und entzückte, dem alle Herzen, zumal die der Frauenwelt, willenslos zusagten. Eine amerikanische Reise brachte ihn auf den Gipfel seines Ruhmes und seiner Bedeutung als großer, ausserwählter Künstler. Sophie von Lengern war selbst in dem Bewußtsein, daß nur noch wenige Monate sie von dem Wiedersehen mit ihm und von der längst nicht mehr gefürchteten Aussprache mit dem Vater trennten. Ich weiß das alles, weil sie mir, dem Hausarzt, dem um anderthalb Jahrzehnte älteren Mann, wie einem Vater ihre Sorgen und Freuden anvertraute.“

„Die immer noch frische Stimme des Alten schwankte, als er weiter sprach.“ — „In dieser übergroßen Selbsteitel gab sie ihrem Jugendgespielen, dem Baron von Heiblingen, der arm und klein auf dem Nest seiner Scholle hauste und seit Jahren sich um ihre Gunst bemühte, übermäßig lachend einen Rorsch, verriet ihm auch, daß sie längst gebunden sei, und deutete genug an, um ihn die rechte Spur finden zu lassen. Er ging, geknickt und mutlos.“ — „Dann kam die Wendung, das Unfassliche, das Sophie von Lengern an den Rand des Irrens brachte. Der Sänger kehrte aus Amerika zurück. Ganz Deutschland jubelte ihm zu. Von Tag zu Tag wartete Sophie auf ihn, auf sein Lebenszeichen, das ihr endlich, nach zwei schweren, nur von der Hoffnung auf die gemeinsame Zukunft erfüllten Jahren glückselige Gewissheit bringen sollte. Aber nichts kam, nicht er, nicht sein Brief, gar nichts. Bis eines Tages mit der Zeitung die Nachricht auf ihren Tisch flatterte, daß der große Tenor, von dessen überragendem Können alle Musikbegeisterten nicht genug zu rühmen wußten, sich mit Miß Mabel Shourman, der einzigen Tochter eines amerikanischen Oligarchen, verlobt habe. Der Schlag drohte vernichtend zu werden, aber Sophies Stolz war stärker.“

Ein kurzer Brief rief den Baron von Heiblingen zu ihr. Er kam, beantwortete ihre Frage, ob er immer noch an sie denke, mit Ja, und zwei Tage später trugen feingekürzte Karten die merkwürdige Verlobung in die Welt hinaus. Ein Vierteljahr später war Sophie von Lengern Frau von Heiblingen. — Das Abirgen wissen Sie aus eigener Anschauung. Herr Affessor, wissen auch, daß Herr von Heiblingen nie mehr, als der gutmütige, immer zufriedene, immer heitere Gatte seiner Frau war, und werden, wie jeder, der das Ehepaar näher kannte, nicht um die Frage herumgekommen sein, wie Bernhard von Heiblingen je die Hand seiner Frau erringen konnte. Jetzt wissen Sie es. Und nun — hören Sie auch den Schluß. Ihr Onkel starb an einer blutigen, ganz überraschend gekommenen Lungenentzündung. Es blieb ihm keine Zeit mehr, seine irdischen Dinge zu ordnen, aber kurz vor seinem Ende flüsterte er seiner Frau, die in den drei schweren Tagen nicht von seinem Lager gewichen war, einige Worte zu, die ich, da ich dicht neben dem Bett stand, verstehen mußte. Sie lauteten: „Schreibstisch — oberste Schublade links — Verzeihung!“ Er starb und Frau Sophie zog sich zurück. Nach einer Stunde fand ich sie tot!“ — Der Atem des alten Herrn ging plötzlich schwer, die Worte kamen langsam, als müßte er sie aus großen Tiefen heraufholen. — „Vor ihr auf der Schreibstischplatte lag ein Brief, den ich an mich nahm. Hier ist er.“ — Lesen Sie ihn, Herr Affessor, lesen Sie ihn.“

Er reichte mir ein Schreiben, auf dem ich die Handschrift des Onkels erkannte. Ich wollte sprechen, wollte irgend etwas fragen, aber ich blieb stumm vor dem unendlichen Leid, das mich aus den Augen des alten Arztes ansah.

Ich wußte plötzlich alles, und ich drückte ihm still die Hand. Er nickte mit verkrampften Fingern und wandte sich ab.

Dann las ich den Brief. Er war nur kurz, war eine reinliche Selbstanklage des Verstorbenen, die mich wie ein schwerer Schlag traf. Onkel Bernhard gestand, daß er nach der Zurückweisung seiner Werbung, vor Zorn und Schmerz halb von Sinnen, dem glücklicheren Nebenbuhler, dessen Namen er richtig erraten hatte, eine fingierte Verlobungsanzeige der Baroness von Lengern geschickt habe. Die möglichen Folgen des Vorgehens seien ihm selbst nicht klar gewesen. Er habe nur Genugtuung gewollt, Rache, Vergeltung. Er habe angenommen, daß sich nach der Rückkehr des Sängers nach Deutschland alles wieder zurechtstellen werde. Daß der also Betrogene mit der eigenen Verlobung antworten werde, habe er nicht im Traum für möglich gehalten.

Ich ließ den Brief auf die Knie sinken. Vor mir stand Sophies feines, edel gezeichnetes Antlitz, in Grauen und qualvollem Leid versteinert. Als ich mich endlich erhob, war der alte Arzt gegangen. Ich sah ihn über die Straße gehen, müde und langsam, den Kopf gesenkt.

Seit acht Tagen ruht er neben der Toten. Nur die schmale Einsiedlung trennt ihn von ihr, und die dunklen Zypressen räumen leise über die frischen Hügel von stiller, entsagender Liebe, von einem freudlosen Leben und von stummer Schuld.

Weiße Nächte.

Skizze von Martha Jankowski.

(Nachdruck verboten.)

Es war die Zeit der weißen Nächte. Da die Erde sich nicht loszureißen vermag aus den Armen des Lichts. Die Zeit der blüten schweren, hellen Nächte.

Im Marmorschloßchen, das im Volksmunde so hieß, weil es so hell vor dunklem Tannengrund stand, waren alle Fenster geöffnet — erleuchtet. Lust und frohe Laune schwang da soeben noch das funkelnde Zepher.

Nun aber waren die Gäste fort. Die Gastgeber hatten ihnen das Geleit gegeben. Gingen jetzt durch den schweigenden Park ihrem Heim zu. In fast schmerzenden Strahlen stutete ihnen das Licht entgegen. Mann in breiten Strömen über die Stufen unter ihren Füßen und versickerte im rätselhaften Hell Dunkel der weißen Nacht.

„Und Sie, was sagten Sie dazu?“

„Ich ließ ihn zurück.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich auch physisch zur Wehr setzten?“

„Er rang ja mit mir; er wollte mich ja zwingen. Er war wie toll. Und da gab ich ihm einen Tritt.“

„Und als er sah, daß Sie sich hartnäckig wehrten?“

„Dann ging er ganz plötzlich fort.“

„Und dann?“

„Nicht das nicht?“ fragte sie und hob zum ersten Male wieder die Augen empor. Dann kamen ihr abermals die Tränen geflossen. Diesmal beruhigte sie auch die Nähe des Verteidigers nicht. Bisher schien sie sich beherrschend zu haben; nun, nachdem der eigentliche Höhepunkt ihrer Vernehmung erreicht war, trat die Reaktion ein. Hilflos weinte sie minutenlang.

In diesem Augenblick war auch Staatsanwalt Seiden geneigt, an ihre Unschuld zu glauben. Denn der Vorfall, den sie schilderte, war möglich, und wie sie ihn schilderte, mit innerer Anteilnahme, war er glaubwürdig.

„Und wie benahm sich Lamont am nächsten Tage zu Ihnen?“ nahm nach einiger Zeit Schüring das Verhör wieder auf.

„Er ließ mich in die Registratur rufen und gab mir Arbeit. Dabei tat er, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich hatte das Gefühl, daß er mich demütigen wollte.“

„Und Sie spielten nicht auf sein Verhalten tags zuvor an?“

„Nein. Dagmann war im Zimmer. Aber ich beschloß, ihn zu demütigen und fertigte eine schriftliche Anzeige gegen Lamont aus.“

„Diese hier“, sagte der Präsident und deutete auf einen in den Akten befindlichen Zettelzettel.

Sie nickte.

„Fräulein Andersen“, tastete Schüring in der Vernehmung vorsichtig weiter. „Sie wissen, daß Lamont bestreitet, Sie je in Ihrer Zelle besucht zu haben, geschweige denn, sich an Ihnen vergangen zu haben.“

gedreht, da die Gefangenen schon möglichst früh schlafen sollten.“

„Schön“, ermunterte sie Schüring, „und nun fahren Sie in Ihrem Bericht fort.“

„Es war kurz nach sieben Uhr; ich wollte mich eben entkleiden, als ich einen Schlüssel klirren hörte. Ich merkte, daß das Schloß an meiner Tür schnappte.“

Sie unterbrach sich und starrte, in Gedanken versunken, vor sich hin. Jeder Unbefangene mußte das Gefühl haben, daß sie die widerwärtige Szene noch einmal erlebte.

„Weiter!“ drängte Schüring.

Sie schloß die Augen. Man sah ihr an, daß sie das Folgende nur unter heftigem Willensaufwand erzählen konnte:

„Als ich aufschaute, stand Regierungsrat Lamont vor mir. Ich war mehr erstaunt als erschrocken. Sie hier, Herr Regierungsrat?“ fragte ich. „Was wollen Sie hier?“

Sie brach ab.

„Und was antwortete er?“ fragte Schüring.

„Er wollte mich ...“

„Und dann?“

„Dann fiel er über mich her.“

Sie fing an zu schluchzen. Erst langsam, stoßweise, dann immer rascher, bis die Tränen flossen.

Wieder legte Jenseit beruhigend seine Hand auf ihre Schulter. Als sie sich gefaßt hatte, meinte Schüring gütig:

„Lassen Sie sich Zeit, Fräulein Andersen! Sie sagen also, daß Lamont plötzlich in Ihrer Zelle erschienen sei und versucht habe, Sie zu vergewaltigen?“

„Ja“, hauchte sie.

„Und gelang es ihm?“

„Nein, ich wehrte mich.“

„Machten Sie Lärm?“

„Nein, es ging so rasch.“

„Wurde gar nichts gesprochen zwischen Ihnen?“

„Fast nichts.“

„Was heißt ‚fast nichts‘, also doch etwas?“

„Er sagte: Wenn ich mich mit ihm einließe, würde er mich am zehnten Februar abends zur Premiere entlassen.“

5 7 Uhr abends

Februar

Roman von Paul Glemos

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Sie zögerte einen Augenblick, dann bekannte sie mir zu Boden gerichteten Augen: „Ich sagte ihm, er solle es mit seinem Reglement nicht so genau nehmen. Es würde ja niemand etwas davon merken, wenn ich heimlich auf einige Stunden das Gefängnis verlasse.“

„Und was erwiderte er?“

„Er sagte, er könne es nicht machen. So gern er es auch gewähren würde.“

„Sie bekamen also keinen Urlaub“, stellte der Vorlesende fest. „Und nun erzählen Sie, was sich Ihrer Verlobung nach am fünften Februar ereignete.“

Wieder irrte ihr Blick hilflos zu Jenseit hin. Dieser trat an ihre Seite und legte seine Hand auf ihre Schulter, wie wenn er ihr von seiner Ruhe etwas übertragen wollte.

„Erzählen Sie alles“, ermunterte er sie. „Denken Sie, Sie würden nur mit mir sprechen.“

Es trat eine längere Pause ein. Auf Violas Wangen zeigten sich blasser Fleck. Schüring ahnte sofort, daß sie sich sammeln wollte und ließ ihr Zeit. Als sie dann zu sprechen begann, bestellte sie ihren Blick hartnäckig auf die Kante des Nichtertisches. Ihre Stimme klang verlegen:

„Es war der fünfte Februar, wie Sie richtig bemerkt haben. Ich war, offen gestanden, deprimiert darüber, daß ich nicht die paar Stunden Strafunterbrechung zugebilligt bekommen hatte. Plötzlich, abends um sieben Uhr —“

„Halt“, warf Schüring ein. „Woher wissen Sie, daß es abends sieben Uhr war?“

Sie erhob den Blick, um dann die Pulsante erneut anzufassen: „Um sechs Uhr dreißig Minuten war Essenszeit für die Gefangenen. Die Essenszeit dauerte etwa eine halbe Stunde. So gegen sieben Uhr wurden dann die Gefänge geholt. Und kurz danach wurde das Licht aus-“

Auf der letzten Stufe der Treppe blieb der Mann stehen, hielt sein Weib mit sanfter Gewalt zurück: „Hör, Katja,“ flüsterte er, „hör die Nachtigall.“

Süß sang die Nachtigall — und bang. Todesbana. Höchste Lust — tiefstes Leid schwang durch ihr Lied. Lieb das Herz der Frau erschauern.

... Lust und Leid — so eng beieinander, so nah — Der Mann spürte plötzlich die Frau warten. Sah das todblaue Antlitz — sah etwas in ihren Augen, das ihn jäh aufschrecken ließ.

„Was hast du? Sag es, Katja! Sag es!“ Aber schon glühte ihm aus den dunklen Sternen wieder das stille, warme Licht entgegen, das er so sehr liebte. Da meinte er sich getäuscht zu haben. Aber leise Besorgnis schwang doch noch durch seine Frage: „Katja, was hast du? Du sprichst doch auch die Wahrheit, ja? Der Professor hat dir doch die Gewissheit gegeben, daß es nichts Ernstliches ist? Und daß dir unser Welsch, den wir morgen antreten wollen, bestimmt nicht schaden wird? Sag, Liebling, sprich!“

Und Frau Katja wiederholte, was sie dem Gatten bereits berichtet hatte, der beim Besuch des berühmten Spezialisten nicht zugegen war. Wiederholte, was der erfahrene Arzt gesagt hatte — gesagt haben sollte. . . Daß es nichts auf sich habe mit diesem immer-matter-werden. Daß das nur ein vorübergehender Zustand sei. Und daß durchaus keine Ursache zu irgendwelchen Befürchtungen vorläge. . .

Und dabei lächelte Frau Katja — ein banges, geheimnisvolles Lächeln — aber das sah der Mann nicht. Er hörte nur ihre Worte — glaubte ihnen. Und stöhnte befreit: „Ich hätte es auch nicht ertragen, dich krank zu sehen, dich. . .“

Und plötzlich kam heller Jubel, fast knabenhafte Schreie in seine Stimme: „Gottlob, du, daß der ganze faule Zauber, die ewige Gasterrei nun endlich vorbei ist, was, Katja? Daß es jetzt für lange Zeit nur Stille gibt. Stille und dich, meine Katja!“

Und immer noch übermütig lachend, hob er sie auf und trug sie hinüber in das kühle Bad, das Frau Katja beim Restenbau vor zwei Jahren ihnen schuf. Und seit-her immer so verschwenderisch mit Rosen schmückte. Und die roten Rosen nickten und flüsterten. Da kam noch einmal — zum letzten Male — das Glück zu der totgeweihten Frau.

Totgeweiht? — Ja, nicht erst seit heute weiß das die Frau. Der berühmte Gelehrte gab ihr nur letzte Bestätigung. Die sie kaum brauchte. Diese Bestätigung gaben und geben ihr ja die fürchterlichen Schmerzen, die von Tag zu Tag heftiger werden — und die sie kaum mehr verbergen kann.

Unheilbar. — Daß sie damals dem Liebsten ihre Krankheit verheimlicht hat, ist ihre Schuld. Ihre große Schuld. Die sie nun einlösen muß, ehe das Grauen auch über den kommt, den sie mehr liebt als ihr Leben. Dieses Leben, das Qual ist — und doch Glück war.

Lust und Leid. — Wie sang doch vorhin die Nachtigall? . . Lust und Leid — so eng beieinander — so nah. . . Wieder irrt das bange Lächeln um den Mund der Frau — hastig greift sie zu der Droge, die in knapper Dosis Linderung — in größerer den Tod bringt. . .

Im Halbschlaf regt sich der Mann. Oh, Katja, die weißen Nächte. Liebst du sie auch so, diese zauberhaften weißen Nächte? . .

Noch mehr will er fragen, aber die köstlichen Körner des Schlafes rieseln erneut über ihn. Weich und sanft — lassen die Frage verstummen. Sagen ihm nicht, daß die schmiegsame Seide, über die seine Hand schlaftrunken zärtlich gleitet, starre Glieder umhüllt, denen die Seele entflohen ist. . . Die sich soeben zu ihrem letzten großen Flug anschickt im geheimnisvollen Hellbunt der weißen Nacht.

Onkels Ehrenwort.

Von Arno Wagner.

Nachdruck verboten.)

„Na, das ist doch außer allem Spaß!“ entfuhr es dem ärgerlichen Onkel. „Jetzt stehe ich hier im stoffremden

Berlin auf einem Wagnisse, lasse mich von den hapenden Menschen hin- und herschleppen und der verliebte Kesse hält es nicht für nötig, mich mit Blumenstrauß, Umarmung und Kuß zu empfangen! Na, dem Lausbuben werde ich's aber austreiben! Jetzt wird gleich gar nichts aus seiner fixen Idee! Ich sage einfach: „Nein!“ Ich erlaube es nicht! Man könnte schließlich verstehen, daß eine Vertretung schickt, falls er behindert ist, pünktlich zu sein, aber so stehe ich hier wie ein dummer Schuljunge! Ich bin sprachlos! Ich bin wütend! Wütend! Wütend!“

Zur Befristung plumpften die Kösserchen ungsamt vor die Füße einer Dame, die direkt vor ihm stand und auch jemand zu erwarten schien. Sie war unauffällig, vornehm gekleidet und hatte dem lauten Selbstgespräch, verstehend nickend, zugehört. Freundlich sagte sie: „Es ist wirklich Grund genug für einen Fremden, wenn er nicht abgeholt wird, wütend zu sein.“

„Richt wahr? Ich habe doch recht?“ „Vielleicht hat der kleine Kesse wirklich keine Zeit und schickt eine Vertretung.“

„Kleiner Kesse sagen Sie? Ein großer Lämmer ist's! Das ist ja mein Schmerz! Der Junge ist meine einzige Freude und nun ist er — zu groß geworden! Zu groß! Er ist schon lange heiratsfähig. Deshalb schauke ich doch nach diesem verdorbenen Berlin. Ich will ihm die fixe Idee austreiben, eine außerordentliche Biege zu nehmen, die ich nicht sehen will!“

„Biege? Was sagen Sie? Biege?“ „Na ja! Was soll es denn weiter sein! Ich kenne sie nicht. Ich will sie auch nicht kennenlernen, denn wenn sie ihn verlobt machte, dann — dann ist es schließlich mit mir auch aus! Dann liebe ich sie auch noch so, daß ich zuseht doch „Ja“ sage. Er schreibt mir klipp und klar: „Lieber Onkel, gib mir Deinen Segen.“ Damit meint er meine Finanzierung. Er erklärt frech: „Ich will meine Nichte heiraten! Punktum!“ Ich werde sie aber auseinanderjagen! Jawohl!“

„Warum?“ „Unabhängig! Wenn der Kesse heute beispielsweise sagen würde — beispielsweise — na, nehmen wir einfach das Nächste: Lieber Onkel, hier diese Dame vor dir ist meine Braut und die will ich heiraten. Dann würde ich einfach sagen: „Lieber Kesse! Du bist schlau! Die gefällt mir. Ich gebe dir und ihr meinen Segen, eine nette, niedliche Villa im Grunewald und eine feine Limousine, zur Hochzeit eine Kasse an die Riviera!“ Dann würde ich das Paar umarmen und ihm jeden Wunsch von den Augen ablesen.“

„Wirklich? So freigebig?“ „Mein Ehrenwort! So aber schreibt er mir, daß er sich mit einer — mit einer — denken Sie sich! — mit einer — Schauspielerin verheiraten will! Es ist nicht auszu-denken! Sie ist sicher eine verzogene, geschminkte, auf-fallende, liebliche, verkommene Puppe!“

„Wenn sie aber nicht verzogen, ungeschminkt, unauf-fällig, ordentlich und hochanständig wäre?“ „Ach, was! Sie ist eine Schauspielerin. So was heiratet er nicht. Basta!“

„Ich kenne viele Schauspielerinnen, vor denen sich manches andere Mädel verstecken müßte!“

„Diese Person ist bestimmt nichts wert!“ „Ich werde Ihnen beweisen, daß Sie ihr unrecht tun!“

„Entschuldigung! Ich werde Sie gern mit meinem Kessen und — wenn Sie es wünschen — auch mit jener Dame zusammenführen, aber Sie müssen mir schon glau-ben. Als ich noch jung und schön war, hatte ich auch mal eine Liebchaft mit einer von der Bühne. Ja, ja, wer war nicht mal verliebt? Aber das gehört nicht hierher. Das sage ich nur, weil ich beweisen will, daß ich diese Liebesle-tenne kenne. Der Kesse wird enterbt, wenn er nicht meinen Willen erfüllt! Er kann mir jedes Mädel bringen, das mir gefällt, und ich sage unweigerlich, daß er sie heiraten soll, aber —“

„Sagten Sie nicht soeben, daß ich sogar Ihren Segen bekommen würde, wenn er mich —“

„Gewiß. Ich habe da übrigens einen famosen Ge-danken, den Sie mir nicht verübeln dürfen. Ich sehe jedem Menschen sofort an, ob sein Inneres wertvoll ist oder nicht, und deshalb sehe ich sofort — es soll kein Kompliment

sein! — daß Sie eine Dame sind, die mir als Schwie-gelochter mehr als willkommen wäre. Vergessen Sie mit-eine Bitte. Verweigern Sie nicht einem verzweifelte Onkel eines sonst so lieben Kessen Ihre gültige Hilfe. Sie müssen mir helfen, meinen Kessen dahin zu bringen, daß er die Frau nimmt, die ich ihm wünsche.“

„Gern! Aber — wenn er sich dabei in mich — verliebt?“

„Das wäre fein!“

„Das heißt also, Sie möchten mich —“ — mit dem Kessen am liebsten zu einem Paar-machen. Jawohl, das möchte ich! Ich bin ehrlich! Es war Sympathie auf den ersten Blick. Ich bin exzentrisch ver-anlagt! Jetzt werde ich dem Winke des Schicksals folgen und nicht ruhen, als bis Sie und mein Kesse verheiratet sind!“

„Und wenn ich nun gestehe, daß ich eine Schau-spielerin bin?“

„Dann —? Dann erst recht! Ich will meinen Willen erfüllt sehen und wenn die Sache noch so kurios ist. Da kommt übrigens mein Kesse mit einem Blumenstrauß an-gehebt. Wie gefällt er Ihnen?“

„Ein lieber Kerl!“

Der Kesse umarmte den Onkel. „Na, habe ich nicht eine gute Vertretung geschickt, weil ich nicht gleich am Bahnhof sein konnte? Wie gefällt sie dir?“

„Wer? Diese Dame hier ist —“

„— meine Braut!“

Der Onkel hatte nichts Eiligeres zu tun, als beide zu umarmen, zu küssen und erfreut auszurufen: „Ah-ber! Das ist aber fein! Erinnerst dich ja immer an mein Ehrenwort wegen der Villa im Grunewald und dem Auto!“

Glückselig ergänzte die Braut: „— und der Hoch-zeitsreise an die Riviera!“

Jagd und Fischei im November.

Rot- und Dammhirsche haben, mit Ausnahme Bayerns, in den übrigen deutschen Staaten noch Schutzzeit. Das Naturschutzgesetz ist jedoch auch in Bayern noch frei, weibliches Dammwild in Mecklenburg-Strelitz erst vom 16. ab. Im Laufe dieses Monats entwickelt sich im Gebirge die Gamsbrunst, die in der Regel gegen sein Ende ihren Höhepunkt erreicht. Die Raubjagd der Säuen nimmt gleichfalls ihren Anfang. In Bayern ist — nach der „Deutsche Jäger“, München, mitteilt, die Jagd auf Rebe infolge nicht behördlicher Abschussbewilligung weiblicher Stütz vorliegt, geschlossen, dagegen in Preußen, Württemberg, Baden, Hessen, Oldenburg (Landesteil Birkensfeld), Braunschweig, Lippe (Rhe ausgegenommen), Bremen, Lübeck und Schaumburg-Lippe ohne Geschlechts- und Altersunterschied, in Sachsen beiden Mecklenburg für Weibchen und Rabe, in Thüringen nach ihrem Schluß für Rehböcke am 15., vom 16. ab nur für Weibchen frei. Die Waldbreitjagden nehmen ihren Fortgang, die Feld-treibjagden kommen allmählich in Gang. Fasanen sind wertig und tragen zur Belebung der Treiben und zur Ver-schönerung der Strecke bei. Die Rebhühner treten mit Monats-schluss in die Schonzeit. Der Durchzug der Waldschneepfe flau-je nach der herrschenden Witterung ab, der der Wildenten und Gänse jedoch gewinnt an Umfang. Der Winterpelz des Haas-raubwildes erreicht mit zunehmender Kälte einen höheren Wert. Der Zug der gescheiterten Räuber und namentlich der oft in großen Scharen auftretenden Wintertrahnen dauert an und nimmt zu. Der Errichtung und Beschaffung von Futterstellen ist erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und ihre Ueberwachung wegen etwaiger freiwildiger Eingriffe nicht zu vernachlässigen. Ueberhaupt ist in dieser Zeit mit einem Anwachsen des Wilderereiwesens zu rechnen und daher erhöhte Wachsamkeit zu empfehlen.

Reuten haben mit Ausnahme der Rabe und Maränen Schonzeit. See- und Bachsaiblinge sowie See- und Bachforelle laichen. Aesche, Barsch, Hecht, Regenbogenforelle und Schlei beifien noch. Die Hauptzeit des Suchensangs nimmt ihren Anfang.

Verantw. für den redaktionellen Teil: E. Herz, Bad Homburg für den Anzeigenteil: Jakob Kähler, Oberursel. Druck und Verlag: Otto Wagenbreth, Bad Homburg.

5 7 Uhr abends

Roman von Paul Glemos

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

Sie zuckte mit den Achseln, resigniert und verächtlich, als wollte sie sagen: Das habe ich von ihm erwartet; er hat nicht den Mut, seine Untat einzugestehen.

Laut erhob sie den berechtigten Einwand: „Und warum soll ich, nach Ansicht des Herrn Lamont, die Anzeige ver-sagen haben?“

„Er nimmt an und die Anzeige mit ihm, daß Sie sich dafür rächen wollten, daß er Ihnen den gewünschten Urlaub abgefragt hat“, versetzte Schuring. „Die An-zeige wird also als Racheakt betrachtet.“

Wieder zuckte sie resigniert mit den Achseln. „Warum glaubt man ihm und nicht mir?“ Und als Schuring hier-auf nicht sofort erwiderte, fuhr sie wehmütig fort: „Warum glaubt man ihm und nicht mir; bin ich deswegen ein so minderwertiger, lügenhafter Mensch, weil ich ein-mal zwei Monate Gefängnis verbüßen mußte?“

Als aber Lamont als Zeuge aufgerufen wurde, ver-wischte sich der Eindruck, den die Andersen hinterlassen hatte, und wich mehr und mehr einer Bewunderung der Männlichkeit Lamonts.

Eigentlich war es nicht richtig, die Männlichkeit Lamonts so sehr zu betonen. Denn trotz seiner feinen Gestalt und seines schmalen, rasierten Gesichts lag in seinen Augen ein Ausdruck unendlicher Güte und Weichheit. Er hatte zwei Schwärmeraugen, die es unendlich erschienen ließen, daß ihr Besitzer irgend jemandem ein Leid antun könne. Und als er sprach, war seine Stimme weich und biegsam wie der Ton einer Violine. Wenn er trotzdem männlich wirkte, so durch die Art seines Auftretens. Seine Antworten waren kurz, klar und sachlich.

Der erste Teil seiner Ausführungen deckte sich fast wörtlich mit den Behauptungen der Andersen. Er schilderte, daß er von ihr den Eindruck eines brauchbaren, hoch-wertigen Menschen habe, den nur ein Unglücksfall ins Ge-fängnis gebracht hatte. Er schilderte, wie er sich ihrer an-genommen habe, „soweit seine Dienstpflichten es erlaub-ten“ — wie er gewissenhaft einfügte —, schilderte, wie er sie in der Kanzlei beschäftigt hatte, und bekannte, daß er an ihrer vornehmen, diskreten Art und an ihrem Arbeits-willen seine Freude gehabt habe.

Auch seine Darstellung über das Urlaubsge-such stimmte mit der der Schauspielerin überein. Sie hatte ihn gebeten, um der Premiere ihrer Freundin beizuhelfen zu können, „ein Auge zuzudrücken“ und sie für ein paar Stunden ent-wischen zu lassen. Als er ihr die Bitte abschlug, war sie sehr deprimiert.

Hier griff Seiden ein: „Herr Regierungsrat, als die Angeklagte Sie um diesen heimlichen Urlaub bat, machte sie da nicht eine Bemerkung, daß sie Ihnen ewig dankbar bleiben wolle, wenn Sie ihr entgegenkommen würden?“

„Eine solche Bemerkung machte sie.“

„Hatten Sie das Gefühl, daß sie mit dieser Dankbarkeit ein gewisses sequeles Entgegenkommen in Aussicht stellen wollte?“

Isenbeil sprang erregt auf. Bevor er losdonnern konnte, gab Lamont die beruhigende Antwort: „Ich hatte nicht dieses Gefühl. Ich hielt sie für eine anständige Frau.“

Sie schluckte, und er wandte unwillkürlich ihr den Kopf zu. Seine Augen musterten sie zornig, und wider Willen entschlopfte ihm der Ausruf: „Warum haben Sie das getan, Fräulein Andersen?“

Sie blieb stumm. Aber ihr Schlucken wurde heftiger. „Nun erzählen Sie, was sich am fünften Februar zu-trug, Herr Regierungsrat?“ fuhr Schuring im Verhör fort.

„Ich habe über den fünften Februar nichts zu berich-ten“, sagte Lamont entschieden und würdevoll.

„Sie wissen, wessen die Angeklagte Sie beschuldigt.

Wenn Sie etwas getan hätten, was Sie selbst belastet, könnten Sie die Aussage verweigern.“

„Ich habe es nicht nötig, die Aussage zu verweigern.“ Ich versichere Ihnen, daß ich die Zelle der Angeklagten nie, auch nicht am fünften Februar betreten habe. Ich habe auch nie den geringsten Versuch gemacht, mich der An-geklagten unflüchtig zu nähern. Dazu schäme ich mich viel zu hoch.“

„Und wie erklären Sie sich die Anzeigerstattung?“ „Ich hätte sie nie der Verleumdung für fähig gehalten. Aber es scheint ein Racheakt zu sein.“

„Und Sie können das alles beschwören?“ fragte Schuring ernst und eindringlich. „Sie wissen, was für die Angeklagte davon abhängt?“

„Ich kann es beschwören.“ Sein Ton war bestimmt und offen. Selbst Isenbeil war erstaunt über die un-parteiliche Ruhe, die Lamont zur Schau trug. War diese Ruhe vielleicht wirklich der Ausdruck des guten Gewissens? Schuring war einen Augenblick ratlos. Vorhin hatte ihn die Darstellung der Andersen so überzeugt, daß er an ihre Unschuld geglaubt hatte. Und nun wirkte das Auftreten Lamonts so, daß man ihm nie eine Gemein-heit zutrauen konnte. Unwillkürlich suchte Schuring eine Lösung zu finden, die beiden gerecht wurde:

„Sagen Sie, Fräulein Andersen, wäre es nicht mög-lich, daß Sie diesen Ueberfall nur geträumt haben?“

Sie verstand ihn nicht. Schuring baute ihr die goldene Brücke noch plastischer vor. „Nehmen wir einmal an, Sie wären an jenem fünften Februar eingeschlafen, vielleicht hatten Sie vor Erregung Fieber, vielleicht hatten Sie also einen Traum oder eine Art Halluzination — wäre es nicht möglich, daß Sie sich nur einge-bildet haben, Lamont sei in Ihrer Zelle gewesen?“

„Ich wollte, es wäre nur Einbildung gewesen“, sagte sie ernst. Und in dem Ton dieser Worte war etwas, was an demselben Nachmittag den kommissar Doktor Carsten, der ein sehr feines Gehör für Nuancen hatte, zu einer sehr seltsamen Frage an Isenbeil veranlaßte.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Tageschau

Entscheidung der Landwirtschaftskammern zum Regierungsprogramm. Die in Berlin versammelten Vorsitzenden der deutschen Landwirtschaftskammern nahmen Stellung zum Regierungsprogramm. Sie begrüßten es, daß die Reichsregierung ihren Vorschlägen zur Sanierung der Reichsfinanzen zur Gefundung der deutschen Wirtschaft die Grundidee angeschlossen hat: „Nicht höhere Steuern, sondern allein Sparmaßnahmen, Entlastung, Wiederherstellung des Vertrauens“. Sie sind aber für verpflichtet, ihrer einmütigen Auffassung Ausdruck zu geben, daß auf den im Regierungsprogramm vorgesehenen Wegen allein das erstrebte Ziel nicht zu erreichen ist. Insbesondere wäre eine wesentliche Herabsetzung der öffentlichen Lasten über das vorgesehene Maß hinaus notwendig. Die Entscheidung richtet sich sodann gegen den Plan. Ferner wird von neuem eine grundlegende Überarbeitung der deutschen Handelspolitik, unter Aufgabe der bisherigen Handhabung der Meißbegünstigungsklausel gefordert.

„Mißerfolg“ der britischen Reichskonferenz. In beständigsten politischen Kreisen besteht, wie „Daily Telegraph“ berichtet, der bestimmte Eindruck, daß Schatzkanzler Snowden drücklich gegen den Reichsweizenquoten-Vorschlag ist und daß er bereit ist, zurückzutreten, als diesem Vorschlag zugestimmt. MacDonald könne es sich, so schreibt das Blatt, nicht leisten, mit dem Schatzkanzler zu streiten und dadurch die Meinungsverschiedenheiten im sozialistischen Kabinett zu vertiefen. Jede Hoffnung, daß die Reichskonferenz in wirtschaftlicher Hinsicht Ergebnisse von praktischem Wert zeitigen werde, schwindet rasch. Es verlautet, daß das Kabinett das Angebot der Kommission, gegenseitige Tarifvorzugsbehandlung einzuführen, ablehnen habe und zu keiner Entscheidung darüber gelangt sei. Die bestehende Vorzugsbehandlung, die von dem Vereinigten Reich für einen Zeitraum von drei Jahren gewährt wurde, zu ziehen.

Ein britisches Weißbuch über das deutsch-rußländische Handelsabkommen. Die britische Regierung hat als Weißbuch am 17. Januar 1930 im Haag geschlossene Abkommen zwischen der russisch-asiatischen Regierung und der deutschen Regierung über Freigabe der Güter, Rechte und Interessen deutscher Untertanen und die dabei ausgetauschten Noten veröffentlicht.

Handelsteil.

Frankfurter Börsenbericht

Frankfurt a. M., 7. November.

Tendenz: zurückhaltend. Im heutigen Vormittagsverkehr war Stimmung eher etwas freundlicher. Die größeren Auswirkungen der Dürre-Witterung in Frankreich mahnten auch hier zur Vorsicht. Die Rückhaltung, obwohl Rückschlüsse für Deutschland nicht zu erwarten. Die Orderlosigkeit hatte sich weiter verbreitet. Das Wachstum der Kohlenbestände im Ruhrbergbau und der unbekannte Absatz blieben ebenfalls nicht ohne Einwirkung. Umwälzungen nur in geringem Umfang getätigt. Die Kasse gab verhältnismäßig Material an den Markt, so daß sich gegenüber der letzten Abendbörse infolge Mangels jeglicher Stütze zum Teil Kurse ergaben. Die Verluste nahmen aber kein größeres Ausmaß. Am Rentenmarkt die Umsatztätigkeit ebenfalls gering. Deutsche Aktien blieben gehalten. Von Ausländern bestand für Börsier Nachfrage bei weiter anziehenden Kursen. Am Pensionsbriefmarkt waren Schuldbuchforderungen schwächer. Im Verlaufe gaben die Kurse für den Druck der Geschäftstätigkeit weiter um bis zu 1 Prozent. Am Geldmarkt war Tagesgeld mit 4 Prozent weiter erhöht. Am Devisenmarkt lag Reichsmark gegen Devisen fest. Die namhafte Mark gegen Dollar 4.1953, gegen Pfunde 20.384, gegen Rubel 4.8582, Paris 123.67, Mailand 92.80, Madrid 42.85, Schweiz 25.034, Holland 12.0674.

Frankfurter Devisen.

Amliche Frankfurter Notierungen vom 7. Nov. 1930

London	20.357	Paris	126.463
Amsterdam	168.680	Schwiz	81.340
Kopenhagen	112.320	Spanien	47.350
New York	4.1915	Prag	12.430
Moskau	58.465	Wien	59.020
Berlin	21.935	Budapest	73.355

Die Notierungen verstehen sich in Goldmark für eine Ein-Tendenz: Uneinheitlich.

Berliner Produktenmarkt. Es wurden bezahlt für 100 kg. Weizen, märk. 25—25.10, Roggen, märk. 15.40—15.60, Gerste, märk. 18.40—21, Futtergerste 16.70—17.70, Dinkel 14—15, Weizenmehl 29—37.75, Roggenmehl 24.25—27.25, Hafermehl 7.75—8.25, Roggenkleie 7.25—7.75, Viktoriaerbsen 25—31, Ackererbsen 24—26, Futtererbsen 19—21, Peluschen 19—21, Kleinsaat 17—18, Wicken 17—20, Rapskuchen 8.50—9.25, Leinöl 14—14.30, Troadenschmelz 5.10—5.50, Sojabohnen 13—13.30.

Notizbuch der Woche.

Arbeitsnot, Lohnsenkung und Preisabbau. — Wo ist der Helfer? — Niemand will den Ansang machen. — Dennoch nicht unterliegen lassen. — Erfreulicher Sparmaßnahmen.

Die Weihnachtsaison beginnt. In düsterem Grau lag sich tagsüber die großen Städte, doch abends ein Lichter, taghell die Schaufenster beleuchtet, strahlende Auslagen zum Kauf. Nichts fehlt, was unser Herz begehrt. Nur das Geld ist nicht da, das den Kaufleuten ein gutes Geschäft allein sein kann. Nur wenige sind es heute, die sorglos in die vollen greifen können. Für die Mehrzahl reicht der Verdienst zum mehr aus, um das Notwendigste zum Leben zu decken.

Das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit, der Verarmungsmöglichkeit geht immer noch um, noch immer hören wir die dumpfen Klagen derer, die ihren Arbeitsverdienst verloren haben, denen die Unterstützung nicht ausreichen kann. Sie alle wollen gerne arbeiten, suchen Tag für Tag nach einem Unternehmen. Aber die Türen bleiben verschlossen, die Klagen werden nicht gehört, weil eben keine Möglichkeiten vorhanden sind.

so schnell eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen. Reich, Staat und Kommune arbeiten zusammen mit den Berufsorganisationen, die Arbeitsnot zu lindern, ihre Beseitigung zu erreichen. Die Lösung dieses Problems ist das Ziel unserer Zeit.

Dazu müssen wir den Ruf nach Preisabbau, nach Lohnsenkung. Letztere ist schon vielfach eingetreten. Aber mit dem heiseren Preisabbau hapert es noch gewaltig. Wir hören schöne Reden, sehen schöne Gesten, wollen auch nicht verkennen, daß die Behörden hier sich mühen, etwas Positives zu schaffen. Der einfache Mann denkt ja anders über solche Maßnahmen. Er sieht nur das, was ihn bedrückt, urteilt von seinen Verhältnissen aus über die ihm notwendig erscheinenden Forderungen in der Wirtschaft. Und so sinken dann nicht die von den Kommunen festgesetzten Preise für elektrisches Licht, Gas und Wasser. Vielleicht hat er nicht ganz unrecht. Das, was der Preisabbau der Kohle bislang brachte, wirkt sich bei ihm kaum aus.

Man will auch einen praktischen und fühlbaren Preisabbau sehen bei den Bedürfnissen des täglichen Lebens. Eine sehr schwierige Frage. Kein Stand traut dem anderen. Das ist aber falsch. So kommen wir nicht zum Ziele. Wir sind inmitten einer Notzeit, die Opfer fordert, doch niemals von einem Stande allein, vielmehr müssen diese Opfer von allen Schichten unseres Volkes gemeinshaftlich getragen werden. Wir dürfen deshalb bei unserer Kritik, bei unseren Forderungen nicht nach den Tageserscheinungen und richten, sondern müssen tiefer gehen, müssen uns überlegen, wie es möglich ist, von oben nach unten und von unten nach oben durch eine gemeinsame Aktion dieses Problem des Preisabbaus und der Lohn- oder Gehaltsenkung zu lösen.

Heute ist es jedoch so, daß ein jeder glaubt, er hätte das Rezept für die Beseitigung der Arbeitsnot, für die Besserung des Lebensstandards allein gefunden. Nur begehen alle diese den großen Fehler, daß sie die Verhältnisse nur immer von ihrem persönlichen Standpunkt aus beurteilen und keine Rücksicht nehmen auf die allgemeinen Lebensbedingungen.

Dennoch gilt gerade in der Zeit der Wirtschaftskrisen, des schweren Existenzkampfes die doppelte Mahnung: nicht unterliegen lassen! Noch nie war es deutsche Art, in schweren Zeiten mutlos zu werden. Und wer so gerne von guten Zeiten spricht, muß zugeben, daß uns auch dort Wirtschaftskrisen, wenn gleich nicht in riesigen Ausmaßen, nie erspart geblieben sind. Wir werden auch aus dieser Misere herauskommen, das Gland überwinden, wenn wir alle zusammen mit Energie und Tatkraft arbeiten an dem Wiederaufstieg unserer Wirtschaft, wenn wir uns alle willig sind und eine Zeitlang uns Einschränkungen auferlegen, die uns sonst als Zwang erscheinen.

Der Deutsche ist und bleibt arbeitsam, er ist fried- und ordnungsliebend, wenn er die richtige Führung hat. Wir müssen jedoch stark sein, dann werden wir die Trübsal überwinden, den Aufstieg meistern.

Daß der gute alte Kern im Deutschen noch vorhanden ist, lernte der getreue Wochenchronist erst wieder an einem und bislang unbekannt gebliebenen, sehr bezeichnenden Beispiel kennen. In der Nähe des Berliner Anhalter Bahnhofes ist eine kleine Kellerei. In ihr ist ein Sparschrank in die Wand gemauert, der 32 Fächer enthält. Sie sind alle besetzt. Seit Jahren schon. Wie der Gastwirt, der Verwalter des Schrankes und des Geldes ist, der alle vier Wochen die Leerung des Tresors vornimmt sowie die Abrechnung und Buchführung mit der Bank, erzählt sich es Gepächträger vom Anhalter Bahnhof, Taxichauffeurs, die hier als Sparrer in Betracht kommen, die beim Frühstück oder bei einem Glas Bier mit eine Mark oder zwei, vielleicht auch noch mehr, je nach Verdienst, je nachdem Trinkgelber flossen, in den Schrank hineinstecken. Und jedesmal bei der Leerung sind es ganz schöne Summen, die dem Sparrer entnommen werden können.

Das Geld wandert in eine große Berliner Brauerei, welche den Sparern auf die eingeleisteten Summen 8 Prozent gibt. Alles geht ohne Vorbuch, ohne zeitraubende Lausereien. Der Wirt ist der, daß nur einmal im Jahre eine Generalabrechnung erfolgt, und zwar kurz vor Weihnachten, so daß also jeder Sparerr nur einmal im Jahre von dem von ihm ersparten Gelde, und zwar gerade zum Weihnachtsfeste Gebrauch machen kann. Schon mancher wurde überrascht durch seine Einlagen, der es kaum glauben konnte, daß er sich Hunderte von Mark erspart hatte, die er sonst sicher mehr oder minder zwecklos während des Jahres ausgegeben hätte. Und es sind doch einfache Menschen, mit denen wir es hier zu tun haben, die eben Groschen obenein dreimal umdrehen müssen, bevor sie ihn ausgeben. Sind das nicht vielversprechende Merkmale auch für unsere heutige Generation?

Friedolin.

Der Ueberfluß an Kartoffeln.

Nur geringe Haltbarkeit.

Seit Beginn der mengenmäßig außerordentlich hohen Herbstkartoffelernte nehmen in den deutschen Großstädten die Anlieferungen mit Kartoffeln dauernd in starkem Maße zu. So standen in der letzten Oktoberwoche auf den Berliner Bahnhöfen 3891 Waggons Kartoffeln gegenüber 3075 in der vorausgegangenen Woche. Wie sehr die Bahnhöfe mit Kartoffelsendungen überfüllt sind, zeigt die Tatsache, daß von diesen Waggons allein 2826 Stück Standgeldpflichtig waren.

Nach katastrophaler wird die Lage, wenn man bedenkt, daß es sich bei dieser standgeldpflichtigen Ware durchweg um befristete Ware handelt, und daß vielfach die Beanspruchungen zu Recht bestehen. Der nasse Spätsommer und Herbst dieses Jahres haben zwar die Höhe der Ernte außerordentlich gefördert. Allein die Güte der Kartoffeln, insbesondere bei den leichter anfälligen Sorten hat sehr gelitten.

Entsprechend dieser geringeren Güte und Lagerfähigkeit der bisherigen Ernte ist es notwendig, die Auswahl der Kartoffeln nach Güteklassen nach den schärfsten Maßstäben zu treffen. Ein Versand von schlecht sortierter Ware, die in die großen Konsumzentren geschickt wird, bringt heute nicht nur mit Sicherheit Verlust für die Ankäufer, sondern bringt den gesamten Kartoffelmarkt in Unordnung. Die Lage auf den Kartoffelmärkten ist umso schwieriger, als die Aufnahmefähigkeit des Konsums nur klein ist.

Ausbesondere sind Einkäufer bisher nur in so ungenügendem Umfang vorgenommen, daß bei einem langen und strengen Winter trotz der Reformen später eine größere Kartoffelnappheit in den Großstädten eintreten kann.

Wiesbadens Autobusbetrieb

hat sich bewährt.

Deutschlands einzige Großstadt ohne Straßenbahn.

Wiesbaden, die einzige Großstadt Deutschlands, die im vergangenen Jahre den Straßenbahnverkehr vollkommen durch Autobusbetrieb ersetzt hat, veröffentlicht jetzt den ersten Jahresbericht über ihren Autobusbetrieb. Die günstige Entwicklung des Verkehrs hat sich nach diesem Bericht weiter fortgesetzt. Trotz der großen Arbeitslosigkeit ist auch das wirtschaftliche Ergebnis zufriedenstellend.

Das erste Betriebsjahr schließt mit einem Ueberschuß von mehr als 100 000 Mark ab. Die Durchschnittsleistung eines dreifachigen Omnibusses betrug 52 700 Kilometer, die Höchstleistung 70 800 Km. Die auf 50 000 Km. geschätzte Lebensdauer der Reifen ist etwas überschritten worden.

Aus aller Welt.

Abbau der Spitzengelder bei den preussischen Erwerbsgesellschaften. Die Direktoren und höheren Angestellten der Erwerbsgesellschaften, an denen der preussische Staat maßgeblich beteiligt ist, haben sich zum Verzicht auf einen Teil ihres Einkommens bereit erklärt. Im Wege dieser Vereinbarung werden die Bezüge über 50 000 Mark jährlich um 20 Prozent, die über 25 000 Mark um 10 Prozent der Gesamteinkünfte herabgesetzt. Die Gehälter unter 25 000 Mark werden, soweit sie nicht tarifmäßig vereinbart sind, um 6 Prozent gekürzt.

Eine Erklärung der Rohrbach-Werke zum Patentreit gegen Dornier. Zu der Berliner Meldung, in der die Patentreitigkeiten zwischen der Rohrbach-Metallflugzeugbau GmbH. und der Firma Dornier behandelt werden, geben die Rohrbach-Werke eine Erklärung ab, wonach durch die Anordnung der Motoren des Do X zweifelsfrei ein Rohrbachpatent verletzt werde. Die Rohrbachwerke verhandeln wegen dieser Patentreitigkeiten schon seit sechs Monaten mit der Firma Dornier. Im Interesse der deutschen Luftfahrt wünschen auch die Rohrbach-Werke, daß es sich vermeiden lasse, in dieser Frage die Gerichte in Anspruch zu nehmen. Daß die Patentreitigkeiten gerade jetzt bekannt werden, ändere nichts an der Tatsache, daß sie seit Monaten bestehen. Die Veröffentlichung sei nicht auf Veranlassung der Rohrbachwerke erfolgt und liege auch nicht in deren Absicht. Entgegen anderslautenden Pressenmeldungen betonen die Rohrbachwerke ausdrücklich, daß irgendwelche Zwangsmaßnahmen von behördlicher Seite bisher weder versucht noch beabsichtigt worden sind.

Entführung eines Elfjährigen. Auf dem Wege zur Schule wurde der elfjährige Sohn des Bahnangestellten Stahl von Redarhausen von einem unbekannten Manne angeprochen, der ihn aufforderte, mit ihm den Redar entlang zu gehen. Der Junge schloß sich zur Wehr, wurde jedoch von dem Unhold bis zur Sandbank an der Hoesheimer Redarbiegung geschleppt und dort in den Redar gestochen. Der Junge konnte sich langsam wieder aus dem Wasser herausarbeiten und wurde später vom Feldhüter aufgefunden, als er seine Kleider auswand und trocken wollte.

Mord oder Selbstmord? Bei der Rheinbrücke Greifert-Drusenheim wurde dieser Tage eine bisher unbekannte männliche Leiche gefunden. Der Tote scheint den besseren Ständen angehört zu haben. Im Ueberzicher befand sich ein Gefäßchen der Bahnhofs-Offenburg-Achtel, so daß anzunehmen ist, daß es sich um einen der zu Allerheiligen nach dem Elbfest gekommenen Deutschen handelt. Da die Leiche außerdem einen tiefen Stich in der Herzgegend aufweist, so ist ein Mord nicht ausgeschlossen.

Veruntreuungen städtischer Angestellter. Der seit einigen Jahren beim Stadtrat Lindau als Vertragsangestellter beschäftigte verheiratete Karl Dägle aus Lindau hatte die Sachen der Stadtmärkte zu bearbeiten. In dieser Eigenschaft ließ er sich von Marktlieferanten Vorschüsse für den nächsten Markt geben, verbrauchte die Gelder aber für sich. Auch den Betrag von Postanweisungen, die von diesen Leuten an ihn gesandt wurden, hat er nicht beim Amt abgeliefert, und endlich direkte Zahlungen an das Amt, insgesamt etwa 1200 Mark, veruntreut. Wegen Dägle wurde Haftbefehl erlassen. — Weitere Unterschlagungen wurden beim städtischen Kraftomnibus aufgedeckt. Ein hier vorübergehend beschäftigter Gustav Rüder behielt von vertriebenen Fahrgeldern 392 Mark für sich. Wegen ihn wurde Strafanzeige erstattet.

Sechs Todesopfer einer Eifersuchtschlag. In Malinowo bei Kalonij erwürgte der 33 Jahre alte Maurer Wittermann seine vier kleinen Kinder, erschlug seine Frau und tötete sich dann selbst durch einen Kopfschuß. Wittermann, der mit seiner Frau in zehnjähriger glücklicher Ehe lebte, wurde vor kurzem arbeitslos. Das zwang die Frau dazu, bei einem Maurer Dienst zu nehmen. Zwischen ihr und ihrem Dienstgeber entwickelte sich ein Liebesverhältnis, das Wittermann eifersüchtig machte und zu der Schreckensstat veranlaßte.

Ausschaltung des Konkurrenzkampfes zwischen den maßgebenden englischen Transatlantiklinien. Die sechs größten britischen transatlantischen Schiffsahrtlinien, die über Dampfer im Gesamtvermögen von 55 Millionen Pfund Sterling verfügen, haben Vereinbarungen getroffen, die der Nationalisierung ihrer transatlantischen Dienste und der Vermeidung der schädlichen Konkurrenz dienen sollen.

Erhöhung des schulpflichtigen Alters in England. Das Unterhaus nahm den Gesetzentwurf, der zwecks Bekämpfung der Arbeitslosigkeit die Schulpflicht bis zum 15. Lebensjahr heraufsetzt, mit 291 gegen 227 Stimmen in zweiter Lesung an.

Feier der Oktober-Revolution in Moskau. Im Großen Theater in Moskau fand eine der 13. Jahresfeier der Oktober-Revolution gewidmete Festversammlung des Plenums des Moskauer Rates statt, an der die Regierungsmitglieder, Vertreter der Gewerkschaften und Parteioptionen sowie ausländische Delegationen teilnahmen. Kalinin, der Vorsitzende des Zentralkomitees, hielt eine Rede über die innere und äußere Lage der Sowjet-Union.

Gerüchte von einem Aufstand in Uruguay. Nach Berichten der Associated Press gehen in der uruguayischen Hauptstadt Montevideo Gerüchte von einem bevorstehenden Aufstand um, dessen Ausgangspunkt die Grenzstadt Rivera sein soll. Die in Montevideo erscheinende Zeitung „El Dia“ meldet, daß der Beginn des Aufstandes für den 10. November geplant sei. Der Korrespondent der argentinischen Zeitung „La Nacion“ erzählt hierzu aus Kreisen der uruguayischen Regierung, daß die Gerüchte unbegründet seien.

Auto-Frachverkehr
Homburg - Frankfurt und zurück
Friedrich Wilh. Gl.

Homburger Annahmestelle: Luisenstr. 48
Frankfurter „ „ Kronprinzenstr. 43 (Wirtsh.)